Erzählungen

für

meine Söhne.

Von

J. S. Ebersberg.

II. Bändchen.

Erzählungen

für meine Söhne.

Ausgewählte Sammlung

der

moralischen Geschichten und Novellen

von

J. S. Ebersberg.

In acht Bändchen.

Zweites Bändchen.

Wien, 1835.

Auf Kosten des Verfassers

gedruckt bei J. P. Sollinger.

Digitized by the Internet Archive
in 2014

https://archive.org/details/erzhlungenfrmein21eber

RBR
Jantz
#1035
Bl.chn. 2

Die Strickerin auf dem Glacis.

(Wahre Wiener Tagesbegebenheit.)

An einem schönen Herbstabende ging ich, als es zu dunkeln begann, von der zahlreich besuchten Promenade nächst dem Carolinenthor an dem Glacis, das sich um die Stadtwälle schlängelt, fort meiner Wohnung zu. Nur hier und da begegnete ich einem Spaziergänger, der sich erst spät seinem Geschäfte entzogen und trotz der ziemlich kühlen Abendluft die an den Schreibtisch so lange gefesselten Glieder durch Bewegung noch zu erquicken suchte. Mit nicht geringem Erstaunen bemerkte ich daher auf einer der Bänke eine ziemlich bejahrte Frau sitzen, welche bei dem einbrechenden Dunkel der anrückenden Nacht noch emsig an einem Strickwerke fortarbeitete. Das Sonderbare, eine nicht übel gekleidete Frauensperson in der Dämmerung so einsam strickend zu finden, machte meine Neugierde rege. Ich setzte mich zu ihr auf die Bank und vermochte nicht lange den Ausdruck meiner Verwunderung zu bemeistern, wie es um aller Welt komme, daß sie ihres Augenlichtes so wenig schonen und in später Abenddämmerung im Freien noch stricken möge.

Die Frau fand sich durch meine Frage nicht belei-

digt und erwiederte in einer wohlklingenden Sprache: „Sie sehen, mein Herr! daß ich alt bin; in meinen Jahren entzieht man sich gern dem Gewühle und suchet die Einsamkeit. Ich kann nie müssig sein, bin überdieß das Handhaben der Stricknadel so gewohnt, daß ich dazu keines Lichtes bedarf. Auch stricke ich an dieser Stelle und Abends vor Allem gern, um des Vergnügens der Rückerinnerung und der Dankbarkeit willen; denn auf dieser Stelle war mein spätes Stricken die Veranlassung, daß ich vollkommen glücklich geworden."

Leicht kann man denken, daß diese Worte meine Neugier noch heftiger aufregten. Auch ließ sich meine gute Nachbarin nicht abgeneigt finden, dieses Räthsel zu lösen. „Vor drei Jahren," sprach sie, „ging es mir nicht so gut, wie heute. Mein Mann, ein kaiserlicher Beamter niederen Ranges, war, bevor seine Dienstjahre den Anspruch einer Pension von Seite seiner Witwe rechtfertigen konnten, am Schlagfluß gestorben. Er hatte mich trostlos, ganz arm, ohne alle Aussicht und Hilfe hinterlassen. Unser einziger Sohn practizirte bei einem Districtual-Gerichte, zehn Stunden von Wien entfernt, und bedurfte selbst noch meiner Unterstützung, obgleich er, als ein guter und dankbarer Sohn, Alles anwendete, um meinen Schmerz und meine Sorgen durch die Worte und Verheißungen der Liebe zu lindern. Genug, ich war in meiner beklagenswerthen Lage an den Erwerb meiner Hände verwiesen, die freilich nicht viel vor sich brachten, mich aber, da ich vom frü-

heften Morgen bis in die späte Nacht für Andere Strickarbeiten fertigte, zwar kümmerlich, doch ehrlich ernährten.

Da meine armselige Kleidung und falsche Scham mich über Tag in mein düsteres Stübchen verbannte, so trat ich meistens erst in der Abenddämmerung ins Freie und setzte vorzugsweise an dieser Stelle meine Strickarbeiten fort. Eines Abends sitze ich, in meinen Gedanken an meinen armen Sohn, den ich um Alles in der Welt willen gern wieder einmal gesehen hätte, versunken, und stricke in jede Masche mütterliche Wünsche für sein Glück und sein endliches Weiterkommen ein, — so daß ich kaum zwei Herren bemerkte, die sich hart an mich hingestellt hatten und wovon der Eine dieselbe Frage an mich richtete, die Sie, mein Herr, vor Kurzem gestellt haben. Damals konnte ich freilich nicht so leichten Herzens antworten, wie heute. Der gutmüthige Ton des Fragers hatte mich ergriffen, ich ließ viele Thränen auf mein Strickzeug fallen und klagte ihm denn endlich meinen Jammer, so viel es mein Schluchzen zuließ. „Wenn nur mein Sohn," sprach ich, meinem früheren Ideengange zu Folge, dem frommen Wunsche Worte leihend, „hier angestellt werden könnte, so wäre meiner Noth wohl auf ein Mal geholfen!"

Nun fragte mich der mitleidige Herr viel um meinen Rudolph und ich sagte ihm, da mir seine Theilnahme wohlthat, Alles so genau, daß er über meine Lage, den Aufenthalt meines Sohnes und dessen Verhältnisse so gut unterrichtet sein mochte,

als ich es selbst war. Hierauf entließ mich der fremde Herr mit seinem Begleiter, und ich begab mich gleichfalls in jener beruhigten Gemüthsstimmung, welche die Mittheilung immer gewährt, nach meiner Wohnung; denn es war spät geworden.

Wer schildert mein Erstaunen, als am nächsten Morgen ein Mann in der Livree des kaiserlichen Hauses in meine Stube tritt; und ohne viele Worte zu machen, mir eine Banknote von fünfzig Gulden überreicht. „„Dieß sei für meine augenblicklichen Bedürfnisse,““ spricht er, „„das Weitere würde ich schon erfahren.““ — In meiner Bestürzung konnte ich weder fragen, noch antworten. Der Mann war so schnell verschwunden, wie er gekommen; und ich vermochte mir diese Begebenheit nur verworren und unsicher zu erklären. Mit klopfendem Herzen erwartete ich die weiteren Erfolge.

So viel Glückes hätte ich aber, trotz der besten Hoffnungen, nicht zu denken gewagt. Stellen Sie sich meine Freude vor! — Acht Tage nach dieser Begebenheit stürzt Rudolph in meine Arme, — erzählt in den ersten Stürmen der Freude über ein lang entbehrtes Wiedersehen, daß er durch einen Befehl seiner vorgesetzten Hofstelle nach Wien berufen worden, und im Genusse eines für uns hinreichenden Gehaltes ein Amt bekleiden werde.

Seit dieser Zeit wohne ich bei meinem Sohne, und wir Beide leben so vergnügt und zufrieden, daß wir Niemand auf der Erde um das glänzendste Schicksal, oder allen möglichen Reichthum beneiden.

Vergeblich waren meine angestrengten Bemühungen, dem großmüthigen Gründer unseres Glückes zu danken. Ohne Zweifel war es der Erzherzog J**, dessen Menschenfreundlichkeit wir den Wechsel unseres Loses verdankten. Als ich Ihm aber in einer gewährten Audienz meinen Dank in Worten auszudrücken versuchte und nur Thänen meinen Augen entstürzten, wollte Er von der armen Strickerin nichts gehört noch gesehen haben. Seine erhabenen Züge waren aber zu tief in mein Herz gedrückt. Ich kann Ihn nur segnen, nur für Ihn beten!

Und sehen Sie, mein Herr! deßhalb stricke ich auch jetzt noch auf dieser Stelle, oft bis in die sinkende Nacht hinein, ob es gleich so nicht vonnöthen — weil ich meines Wohlthäters und jenes glückbringenden Abends gern gedenke!»

So die Witwe. Gerührt verließ ich sie, mit ihr segnend den Prinzen, der so bescheiden und freundlich zwei gute Menschen für ihr Leben zufrieden und glücklich gemacht.

Sein Elend sieh', und bess're dich.

Es läßt sich nicht läugnen, daß der Jähzorn durch eine krankhafte Beschaffenheit des Körpers, vorzüglich des Nerven- und Gallensystemes, bedingt werde; aber eben so gewiß ist es auch, daß der Mensch, wenn er den festen Willen faßt, dieser verderblichen Aufwallung Meister zu werden, die Ausbrüche des Zornes unterdrücken könne. Der Mensch kann eine unbedingte Herrschaft über sich selbst erringen, wenn er sich frühzeitig an das Gesetz der Vernunft gewöhnt und je weiter er es in dieser schwierigen und erhabenen Kunst gebracht hat, desto größer, desto edler erscheint er vor uns.

Unter die fürchterlichsten Leidenschaften gehört der Jähzorn. Weit tritt der Mensch mit ihm über die Gränzen der Menschheit hinaus, verletzt sich und Andere, stiftet Uebles und Schaden, den oft kein Opfer, keine Reue zu vergüten vermag. Wie ein Vieh wüthet er im vollen Zorne, vernichtet wie das Feuer, zerstört wie der Sturm, verdammt wie der Höllenfürst. Ist aber der Vorhang jener unseligen Verölendung gefallen, dann steht er da voll Reue, voll Verzweiflung. Oft gäb' er sein Vermögen, oft selbst sein Leben hin, um Uebereilungen der

schlimmsten Art wieder gut zu machen; aber Jahre, eine Ewigkeit vermag manchmal nicht wieder zu schaffen, was leidenschaftlicher Ingrimm in Einem Augenblicke zerstört hat.

*

Dienstesverhältnisse nöthigten mich, einige Jahre in einer Provinzialstadt zuzubringen. Ich fand, daß sich in kleineren Städten die Menschen viel leichter an einander schließen, als in größeren, wo man lebenslang unbekannt, und ohne Freund bleiben kann, wenn man sich nicht ernstliche Mühe gibt, die Theilnahme seiner Umgebung durch Aufwand an Kräften und Dienstleistungen zu gewinnen. Unter den wenigen Freunden, an die ich mich schließen wollte, war mir Guntram, ein junger feuriger Mann, der werthesste gewesen. Sein lebhafter Geist, sein gefühlvolles Herz, seine männliche Kraft und eine Menge achtbarer Tugenden hatten mich für ihn im Kurzen gänzlich gewonnen. Guntram kam mir bald mit der innigsten Freundschaft entgegen; denn nie hatte ein Mann der etwas romantischen Idee, die er sich von seinen Freunden bildete, so sehr entsprochen, wie ich. Er schrieb dieses meinem Charakter und Eigenschaften zu; im Grunde aber war es nur jene Selbstbeherrschung gewesen, die ich im Umgange mit dem feurigen Jünglinge wohl anzuwenden wußte.

Guntram war im höchsten Grade jähzornig. Ein zur unrechten Zeit angebrachter und behaupteter Widerspruch konnte ihn bis zur Raserei bringen; und so war es auch gekommen, daß, ungeachtet sei-

ner vielen trefflichen Eigenschaften, Niemand lange mit ihm auf freundschaftlichem Fuße verkehren wollte. Desto größer war in ihm die Sehnsucht nach mittheilender Liebe geworden. Ich war stolz darauf, durch mein vorsichtiges Benehmen einen Freund behaupten zu können, den zwar Alle hochachteten, aber nichtsdestoweniger ängstlich mieden; und ich nährte den frohen Gedanken, dieser seiner häßlichen Leidenschaft mit der Zeit durch ihn selbst Schranken zu setzen.

Vorsichtiger konnte Niemand mit einem Genesenden umgehen, als ich es mit meinem Guntram that. Sobald ich bemerkte, daß sich im Verlaufe des Gespräches bei Verschiedenheit der Ansichten seine Hitze vermehrte, brach ich ab und schwieg mit Beharrlichkeit. Ich war es gewiß, daß er nach ruhiger Ueberlegung und bei kälterem Blute mit mir die Wahrheit selbst finden und anerkennen werde. Sein heller Verstand, sein gutes Herz führten ihn nach den Augenblicken der erregten Leidenschaftlichkeit auch immer noch viel früher zur Erkenntniß, als ich erwartet hatte. Dann warf er sich in meine Arme, drückte mich heftig an seine Brust, und Thränen rollten aus seinen Augen; er bereute seinen Ungestüm bitter, und die ganze Welt, wenn er sie zu verschenken gehabt hätte, würde er in solchen Momenten zur Sühnung seiner Uebereilungen hingegeben haben.

So ward ich ihm ein wahres Bedürfniß. Er nannte mich stets den Arzt seiner Seele; und ich glaubte schon, meine Cur vollendet zu haben, als es meinen

freundschaftlichen Bemühungen gelang, ihm die Hand eines Mädchens, daß er über Alles liebte, erwerben zu helfen. Es hatte Mühe gekostet, die Einwilligung der Aeltern zu erlangen, weil sie dem Jähzorn meines Freundes mißtrauten. Endlich war es zum Trauungstage gekommen. Guntram schien überaus glücklich; er stürzte sich in meine Arme und rief: »Jetzt, in dieser feierlichen Stunde, schwöre ich's dir, mich nie mehr einer plötzlichen Aufwallung hinzugeben, und mein Weib so glücklich zu machen, wie wir Beide es wünschen: und wenn ich diesen Schwur jemals breche, so strafe mich Gott!«

Wirklich entsprachen die ersten Monate seiner Ehe unseren Wünschen. Sein Weibchen, das die Herzensgüte und Liebe selbst war, behandelte ihn mit englischer Sanftmuth und häuslicher Nachgiebigkeit. Hierdurch erwarb sie sich meine Achtung im hohen Grade, und ich sagte oft zu Guntram, daß ich es ihm nie vergeben würde, wenn er dieses Engels Ruhe jemals trüben, oder gar für immer stören könnte.

Aber leider geschah dieses früher, als ich dachte. Aus einem unbedeutenden Gespräch entspann sich zwischen Beiden plötzlich ein Wortwechsel, der Guntrams Hitze aufs höchste steigerte. Ich trat eben zur Thür herein, als ich in seinem Gesichte wilden Zorn und in den Augen der Gattin große Thränen bemerkte. Weinend trug mir Diese den Gegenstand des

Zankes vor. Er unterbrach sie. Ich ermahnte ihn freundlich zur Ruhe, sie will nun fortfahren — da gibt er ihr in einer Anwandlung von Beschämung und Wuth, ganz außer sich, einen Schlag ins Gesicht. Nun verliere ich selbst jene Beherrschung meines Gefühles, auf die ich so stolz gewesen war. Ich mache ihm bittere Vorwürfe. Hierdurch geräth Guntram in eine Wuth, die noch nicht ihres Gleichen hatte. Eine Fluth von Verwünschungen strömt aus seinem Munde, sein Gesicht wird bald roth bald blau, seine Haare sträuben sich empor, und aus den fürchterlich rollenden Augen steigen Funken eines thierischen Zornes. Mit geballter Faust stürzt er auf mich zu, packt mich an der Brust, und ehe ich mich besinnen konnte, war ich gewaltthätig zur Thür hinausgedrängt.

Tief entrüstet über diese unwürdige Beschimpfung, über ihn und mich selbst, ging ich traurig und beschämt nach Hause. Mehr, um meinem verwundeten Ehrgeiz, als dem Drange meines Herzens zu folgen, verließ ich schon am folgenden Tage die Provinzialstadt und schnitt so meinem ehemaligen Freunde die Gelegenheit ab, mir Genugthuung zu geben, wie er bei ruhiger Ueberlegung, seinem sonst so sanften Gemüthe nach, gethan haben würde. Es lag wie ein Stachel in meiner Brust, sein armes Weib unglücklich zu wissen, und ich ergriff die angebotene Gelegenheit, meine Laufbahn in der Residenz weiter zu verfolgen, vorzüglich auch aus dem Grunde, weil mir ernste Blicke in mein Herz verriethen, daß

ein längerer Aufenthalt in jenem Städtchen, meine, Guntrams und seines edlen Weibes Ruhe hätte stören können.

Das rasche Drängen und Treiben in der Residenz ließ die wehmüthigen Erinnerungen an den jähzornigen Freund und dessen gutes Weib bald in den Schatten treten. Eine Menge von Arbeiten hatten mich in einen ganz neuen Wirkungskreis, Familienvorfälle in andere Verhältnisse gebracht; und ich muß zu meiner Beschämung gestehen, daß ich nach fünf Jahren, die mir wie ein jäher Sinnenrausch schwanden, meines armen Guntram nur sehr selten gedachte; zumal da ich weder von ihm selbst, noch von dem Schicksal der Seinigen, außer der Nachricht, daß er vor vier Jahren mit der Geburt eines Söhnchen erfreut worden sei, weiter eine Kunde erhielt.

Da traf es sich einstmals, daß ich von einem berühmten Arzte die Einladung erhielt, eine von ihm gegründete Irrenanstalt, welche großen Ruf erlangt hatte, in Augenschein zu nehmen. Unter allen traurigen Schicksalen, die den Menschen treffen können, habe ich das, seinen Verstand zu verlieren, stets für das fürchterlichste gehalten. Und wenn es Augenblicke in meinem Leben gab, in welchen mich vielleicht einige wenige Geistesanlagen zur Eitelkeit anregen konnten, so wurde diese schnell durch den erschütternden Gedanken niedergeschlagen: daß es nur Einen Tropfen angehäuften Blutes in der Hirnhöhle, die durch eine Erschütterung veranlaßte abweichende Rich-

tung eines einzigen Nerven bedürfe — um unsere Gesinnungen, unsere Urtheile zu ändern, uns zum Spotte der Welt — zum Narren zu bilden. — Gott, was ist die eingebildete menschliche Größe, und wie nichtig sind selbst die edleren Gegenstände unseres Stolzes!

Mit solchen Gedanken und in der ernstesten Stimmung trat ich in diese Anstalt. Als ich die unglücklichen Bewohner derselben sah, forschte ich mit vieler Hast nach der Ursache ihres Wahnsinnes. Verdientes und unverdientes Mißgeschick; Freude und Trauer, vorzüglich ungezügelte Leidenschaften — bei Keinem der Kranken ließ sich die unheilbringende Quelle ihrer Geistesverwirrung verkennen! — Dort saß Einer und las mit tiefsinniger Miene in einem Buche — er hielt es verkehrt und suchte den Stein der Weisen darin. Ein Anderer meinte, sein Körper wäre von Glas und schrie wie besessen, wenn man ihm nahe kam. Ein Dritter lief mit einem Peitschchen herum und hieb in die Lüfte, auf die Wände los; er glaubte damit viele kleine böse Geister zu tödten, die ihm und seinen Genossen zu schaden strebten. Noch ein Anderer hielt sich für Alexander den Großen und stieg mit ernster und verächtlicher Miene bei uns vorüber. Mich machten diese Wahrnehmungen sehr niedergeschlagen. „Was mögen die armen Menschen gelitten haben, bis sie in diesen beklagenswerthen Zustand versetzt worden sind? und wie viele Väter, Mütter und Gattinnen mögen nun

ihre Lage beweinen? Solche Gedanken mehrten meine Theilnahme und steigerten meine Betrübniß.

Der Doctor bemerkte die aufregende Wirkung, welche der Anblick seiner Geisteskranken auf mich machte. „Sie sind ergriffen," sprach er „ich will Sie zu meinem unglücklichsten Irren jetzt nimmer führen." — „„Der Unglücklichste?"" rief ich, „„kann Einer noch unglücklicher sein, als diese hier? Gott, noch unglücklicher! o mein Freund, vollenden Sie, geben Sie mir Aufschluß über des Wahnsinnigen Lage, den Sie selbst den Unglücklichsten nennen?""

„Dieser arme Mann", fuhr der Doctor fort, „hat die fixe Idee, daß er als Kindesmörder jeden Tag mit dem Strange gerichtet werden würde. Er hält sich für einen armen Sünder, der im Kämmerchen der Verurtheilten ausgesetzt ist. Und so empfindet er zu jeder Stunde alle möglichen Grade der Todesangst. Was ich auch bis jetzt versuche, es ist mir nicht möglich, ihn von seiner schrecklichen Idee abzubringen. Das Uebelste hierbei bleibt, daß er sich den Tod seines Weibes und Kindes wirklich als einen Mord zurechnet; und so empfindet er nebst den Qualen der Todesfurcht auch unausgesetzt die des Gewissens. Sagen Sie nun selbst, kann es eine schrecklichere Lage geben?"

„„Aber wie ward er in diese Geistesverwirrung versetzt?"" fragte ich höchst gespannt.

„Dieser arme Mann erfreute sich des Besitzes

eines reizenden Weibes und eines wunderschönen fünfjährigen Knaben, den er als sein einziges Kind mit unermeßlicher Zärtlichkeit liebte. Er hatte keine Leidenschaft als einen fürchterlichen Jähzorn, und in jenen Momenten, in welchen er von ihm befallen wurde, schonte er Niemand. Weib und Kind zitterte davor. Da geschah es denn, daß der Knabe einst über Tische etwas verbrach; der Vater, vom Weine erhitzt, springt zornglühend, das Messer in der Hand, auf; der Sohn flieht, ängstlich schreiend vor ihm her, kommt bis an die Treppe, glitscht aus, stürzt herunter — und bricht sich das Genick. Wie der Vater ihn ereilt, liegt er schon todt zu seinen Füßen! Auf dessen Jammerschrei stürzt die unglückliche Gattin hinzu; sie sieht das gräßliche Schauspiel — und fällt, vom Nervenschlag getroffen, lautlos zu Boden. Acht Tage darauf stirbt auch sie. Seit dem Tode des Kindes aber ist es um den Verstand des armen Mannes geschehen; er wüthet gegen sich selbst, er klagt sich als Mörder an, hält sich verurtheilt, und hat nur Henker und Strang vor den Augen."

Ich war durch diese Erzählung sehr erschüttert. Eine dunkle Ahnung durchblitzte meine Seele. — „Wo ist er?" rief ich in halb bittendem Tone und zog meinen Freund rasch vorwärts; denn es war, als ob mein Herz mit einem unerklärbaren Triebe schon die Richtung nach dem Kämmerchen wiese, in dem der Unglückliche schmachtete. Da öffnet der Doctor eine Thür. In einem Bette saß, in halb auf-

rechter Stellung, eine Leichengestalt, die uns mit stieren Augen anblickte. Wie wir eintraten, bildeten sich große Schweißtropfen auf der Stirn des abgezehrten Dulders; der Kopf war fast kahl und die wenigen Haare waren von Jammer, wie Schnee, gebleicht; er erhob sich, die Knie schlotterten ihm, die Zähne klapperten hörbar. „So kommt Ihr endlich," rief er im heiseren Tone, so kläglich, daß es mir das Herz schier zerriß, „ich habe euch eine lange Ewigkeit erwartet! — Gott, welche Schmerzen! — Hier ist mein Halstuch — hier meine Hände — bindet sie fest. Ist denn keine Gnade für den Mörder zu hoffen?"

Gott, welch eine Stimme vernahm ich! So sollte meine Ahnung —? Ich fasse die Gestalt des Unglücklichen scharf in die Augen, und Er war es — mein Freund, Guntram! — Nicht mächtig meiner Gefühle, stürze ich mit ausgebreiteten Armen auf ihn los, drücke ihn mit stürmischer Rührung an mein Herz. „Guntram, unglückseliger Freund! wohin hat dich dein Jähzorn geführt?" so rief ich im Tone des bittersten Schmerzens. Ein Strom von Thränen fiel auf den Bedaurungswürdigen aus meinen Augen herab. — Er aber fuhr zurück, schien mit einer dunkeln Erinnerung, ja, mit dem Wahnsinn selbst zu kämpfen; endlich sprach er, als würde er von seiner Krankheit heftiger befallen, zitternd und bebend: „Ich soll dich ja kennen; ja ich habe dich

anders wo öfter gesehen, als meine Marie noch lebte. — Und nun bist du Scharfrichter geworden! O lieber Mann! ich bitte, mach' ein Ende! sieh, wie ich leide!" — Laut weinend fiel ich in des Doctors Arme. „„Bringen Sie mich fort,"" rief ich, „„es zerreißt mir das Herz, und sein Zustand verschlimmert sich.""

Mechanisch ließ ich mich zu dem Wagen führen. Tief ergriffen stürzte ich, zu Hause angelangt und einen Fieberschauer fühlend, auf mein Lager hin. Ich habe eine fürchterliche Nacht durchgewacht. Entsetzen, Mord und der Unglückselige standen stets vor meinen Augen.

Als der Tag angebrochen war und ich mich etwas stärker fühlte, verlangte ich, wieder zu dem Doctor zu fahren. Noch einmal wollte ich den Beklagenswerthen, nun etwas gefaßter, sehen, wollte versuchen, ob er denn zu gar keiner Erinnerung an mich, an die Vergangenheit und vielleicht durch diese zur Heilung zu bringen sei. Ich trete bei dem Doctor ein; — Er kommt mir traurig und angegriffen entgegen. Das Schreckliche ahnend, frag' ich nach meinem unglücklichen Freunde — „Er ist todt!" ertönt mir zur Antwort.

Keine Furcht vor dem Tode.

War je ein Mann, der wegen seiner Gerechtigkeit, sanften Gemüthsart und Verachtung der Welt die Zierde seiner Zeit gewesen ist und ein Beispiel aller künftigen sein wird, so war es Thomas More, Kanzler von England. Deßhalb war er an dem Hochverrath, dessen ihn seine Feinde anklagten, schuldlos. Die Festigkeit seines edlen Charakters bewies er in diesem Sturme, in dem er wie Sokrates starb, voll Ergebung in sein Schicksal, voll Verachtung des Todes.

Wer schildert die Scene, als der neue Lordkanzler, sein erbitterter Feind, vor ihn trat, und, mit dem siegreichen Blick der Uebermacht, dem Martyrer den Tod ankündigte! Mit einer übel verborgenen Freude sprach er die entsetzliche Sentenz, die selbst die Gefühlosesten schaudern machte, herzlos und kalt aus. „Das Parlament" rief er zu More, „hat folgendes Urtheil bestätigt. Du, Thomas! sollst nach dem Tower von London gebracht, von da auf einer Flechte durch die Stadt nach Tyburn geschleift, dort aufgeknüpft werden, und so lange am Stricke hangen, bis du halb todt bist; dann lebendig herunter genommen, dein Leib aufgerissen, die Eingeweide verbrannt

dein Körper geviertheilt, seine Viertheile auf vier Thore der Stadt, und dein Haupt auf die Brücke von London aufgesetzt werden. Welch ein unmenschliches Urtheil! Alle die es hörten, waren vom grauenvollen Entsetzen durchrüttelt, und Thränen standen in den Augen der größten Feinde des Martyrers.

Doch More stand, ohne ein Zeichen der Furcht, von seinem Sitze auf, und versetzte, als ihn der Lordkanzler fragte, ob er noch etwas zu seiner Vertheidigung nachzutragen habe, in einem sichern und herzlichen Tone: „Nichts, Lordkanzler, was ich nicht schon gesagt hätte, daß ich schuldlos und rein sterbe. — Ich verzeihe Euch und meinen Feinden. Sagt es ihnen, daß, gleich wie der heilige Stephan und sein Feind Paulus, der ihn zum Tode steinigen half, indem er den Verfolgten festhielt, nun beide gleiche Heilige im Himmel sind, ich auch Euch, Mylords, die Ihr, als meine Richter, ein so ungerechtes Urtheil gefällt, in jener andern Welt wieder zu finden und als Freunde zu sehen hoffe. Ich bitte Gott, daß er sie Alle behüten und dem Könige treue Räthe geben möge!

Ein warnender Spiegel für's Leben.

Der nahende Tag zerrt mit rosigen Fingern am schwarzen Schleier der Nacht und, indeß noch Alle des süßen Schlummers pflegen, steht, allein wachend inmitten der Brücke eines reißenden Stromes, Willibald von der Gildenburg. Er sieht mit den Blicken der Verzweiflung, jetzt zum dämmernden Himmel auf, jetzt in die finsteren Fluthen hinab. Der rauhe Morgenwind treibt seine grauen Haare empor und weis't ein jammerentstelltes Gesicht. Die tiefsten Furchen des Kummers sind der bleichen Stirne eingeprägt, das Licht der Augen haben viele tausend Thränen gelöscht, und die Sattheit an dem Leben, der Ueberdruß am Dasein, schielt mit teuflischer Schadenfreude grinsend aus den eingefallenen und zuckenden Wangen hervor. Nun scheint er entschlossen, hebt sich hoch auf das Geländer, beugt sich den wüthenden Fluthen zu — als er, von nerviger Faust jählings ergriffen, sich zurückgerissen fühlt. „Wer wagt es," ruft er mit gedrücktem Laut, „das Lebensrad eines verzweifelnden Greises zu hemmen?" — „„Du bist Willibald von der Gil-

denburg!«« tönt eine bekannte Stimme. Zuckend wendet der Greis das Gesicht, und sinkt seinem Freunde Theodor von Lindenstein in die geöffneten Arme.

Nun, an des Geliebten Brust, findet er lindernde Thränen wieder, die in großen Tropfen, kalt, beinahe wie Todesschweiß, das Leichengesicht herunterrollen. Er athmet schnell, wie vom Fieber gepreßt, sucht vergebens nach Worten; die Thränen, der Fieberschauer, das gebrochene Auge künden besser, als verhallende Töne, die Größe des auf ihm lastenden Jammers.

»»Was ist aus dir geworden, Willibald!«« spricht endlich der Freund, als die Kräfte des Erschütterten etwas zurückgekehrt; »»ist keine Hilfe, — gibt es kein Mittel? — o rede!««

„Theodor!" entgegnete der Unglückliche mit zitternder Stimme; „retten? wer gibt die verlorne Zeit zurück? Mach' ungeschehen, was ich im Wahnsinn verübt! Vom teuflischen Ehrgeiz ward ich auf die Höhe der Verzweiflung und zum Verbrechen des Selbstmords geführt. — Kaum hatte ich mich durch die Anklage meines Vorgängers auf den Trümmern seines Glückes im fürstlichen Amt erhoben, so ward eine Rathsstelle offen, welche mir die Gunst des Fürsten verlieh. Indem ich, seinen Leidenschaften huldigend, ihm die Wahrheit verbarg, gewann ich seine Gunst täglich mehr. Nachdem ich einem zwar armen, doch tugendhaften Mädchen meine

Hand zugesagt hatte, nahm ich nun treulos mein Wort zurück. Die verführte Erminia hat eben so schrecklich geendet, wie ich zu enden versuchte. Doch dem Treubruch und Trug folgt der Segen des Himmels nicht. Ich fühlte bald, daß mein Einfluß zunehmend schwächer ward. Zahllose Feinde gaben mich bei dem Fürsten schuldvoller an, als ich es wirklich bin. So kam mein Sturz. Hunderte jener Creaturen, deren Glück ich mit meinem zwar irregeführten, aber gewiß nicht schlechten Herzen gegründet, wurden nun zischende Schlangen um mich; und wie ich ohne wahres Verdienst in die Höhe gestiegen, reich und mächtig geworden: so siehst du mich nun arm, verwiesen, ohne Theilnahm', ohne Trost, vom Fluche vieler Unglücklichen, von Qualen des Gewissens verfolgt. Hier keine Rettung, und dort keine Gnade! Was war ich für ein Thor, im ehrsüchtigen Ringen, Glückseligkeit zu suchen! Ach, wo sind meine Jugendjahre? Scheint es mir doch, als wäre nur eine einzige Nacht der Raum zwischen meiner heiteren Jugend und den Schrecken eines schuldbelasteten Alters!»

Er hatte geendet. Nun zündet seine Augen ein inneres Feuer; sie rollen wild in ihren schwarzumsäumten Höhlen; die blasse Wange wird von Fieberhitze geröthet; die zitternde Hand ballt sich krampfhaft, er faßt die Gestalt, die ihm erst jene des Freundes geschienen, packt sie in der Verzweiflung und ruft mit kläglichem, das Mark durchdringendem

Laute: „Gib mir die verlorne Jugend; gib mir des Gewissens Ruhe, gib mir die Seligkeit wieder!“

Da fuhr eine weiche, warme Hand über sein schweißbedecktes Gesicht. Es war, als sänke die Last der Jahre und des Gewissens vor ihrer zauberischen Gewalt. „Du bist krank, Willibald!“ spricht eine flötende Stimme, und, ein schirmender Engel steht Erminia vor dem, aus schwerem Traum erweckten Geliebten. Er starrt mit Entzücken in das freundliche Antlitz seiner Verlobten, er blickt noch immer lange zweifelnd von seinem Lager auf das Morgenroth des angebrochenen Tages; und noch nicht war die Zeit seiner Jugend, aber der Schrecken des Fiebertraumes gewichen! Gerührt umfaßt er seine Erminia, preiset den Himmel, danket Gott, kennt kein Maß seiner Freude.

Die Lehre dieses Traumes jedoch hat Willibald von der Gildenburg nie vergessen. Er warf von sich jene stachlichte Unruhe, die so viele talentvolle Jünglinge rast- und friedenlos durch die dornigen Gehege des Lebens peitscht; warf ab jene tolle Sucht nach äußerem Glanze, und lebte so glückseliger, als ihm der nächtliche Spiegel für die Zukunft geweissagt.

Gleich ihm aber ringen sich Viele im Leben matt und müde; die Zeit ihrer Jugend und männlichen Kraft schwindet in selbst geschaffener Sorge und Qual; die Leidenschaft krallt sich in die zerrissenen

Herzen ein; — auch sie werden dann, wie Willibald, trostlos zum Himmel, schaudernd in die finstere Tiefe blicken, und die Lebensfrist wird dahin geschwunden sein, wie der Traum einer einzigen Fiebernacht; — aber schuldlos und freudig erwachen werden sie nimmer!

Herr, solche Güter wünsch' ich nicht!

In der glückseligsten Stimmung saß ich am Schreibtische meines Studirstübchens. Ich hätte um Alles in der Welt willen die Menschen alle gern glücklich gewußt, und würde die Hand des Himmels mir irdische Güter reichlicher zugetheilt haben, mit vollen Händen hätt' ich an Dürftige Geld ausgetheilt. Da war es mir denn recht leid, daß ich nur wenig besitze, und eben wollt' ich, in einem Trostgedichtchen für die Armen, die Reichen, welche, wie die Gottheit, den Kummer bannen und die Thränen trocknen können, glückselig preisen, als mir die Kunde kam, daß die begüterte Baronin Grimaldi mein schleuniges Erscheinen verlange. — Ich sprang auf und flog zu der Glücklichen hin.

Bei dem Gemahl der verwitweten Grimaldi hatte ich die Stelle eines Secretärs bekleidet. Nach seinem Tode ward ich von der reichen Frau beinahe vergessen, ob sie mir gleich früher manche Beweise des Zutrauens schenkte. Sie war schon sehr reich gewesen, als sie den alten Freiherrn Grimaldi mit seinem großen Vermögen heirathete. Dieser hinterließ nur eine Tochter, erster Ehe, als Erbin, welche aber im Hause der Stiefmutter plötzlich ver-

schied, worauf das ungeheure Vermögen des Gatten gleichfalls auf sie überging. Die Freiin war bei all ihrem Reichthume geizig und bösartig. Deßhalb fühlte ich eben nicht vielen Drang, sie ohne ihr Begehren mit meiner Gegenwart zu belästigen, und unser Gemüth blieb, der frühern jahrelangen Berührung ungeachtet, kalt und sich fremd.

Ich eilte nach dem prächtigen Hause Grimaldi's. Das Vorzimmer wird geöffnet. Zwei reich gekleidete Diener mit goldenen Tressen und dem freiherrlichen Wappen auf der linken Seite des Kragens, spielten eben in Karten und zwei Recepte liegen bei dem Einen, die schon zur Apotheke getragen sein sollten. Der Kammerdiener klimpert an einer Guitarre und der Tafeldecker scherzt mit dem Küchenmädchen. Sie sind heiterer Dinge und ich erstaune, als mir Einer aus ihnen, nachlässig eine traurige Miene zusammenzerrend, die Nachricht ertheilt, daß seine Gebieterin seit längerer Zeit an bedenklichen krampfhaften Zufällen leide.

Man öffnet eine Thür und ich sehe die Kammerfrau, die mir unwillig und verdrießlich entgegenkommt. „Ach, Meister Sigismund," spricht sie, „ich halt' es nicht länger hier aus. Seit einigen Monaten, ja seit dem Tode des Fräuleins, leidet die gnädige Frau an einer Art fallender Sucht. Es ist fürchterlich, die wüthenden Anfälle, denen sie bald unterliegen wird, mit anzusehen. Fast keine Nacht ist mir Schlaf und Erholung vergönnt; denn sie raset in ihren Gemächern, kratzt die Wände und den

Boden mit ihren Nägeln ab, daß ihr von den Fingern das Blut herunter läuft; dann zerrt sie wieder an ihren eigenen Haaren und zerschlägt sich Gesicht und Brust. Schreckliche Dinge ruft sie im Wahnsinne aus, und heute Nacht war der Anfall stärker als je. Eben ist der Doctor bei ihr. Verziehen Sie etwas, Meister Sigismund! denn sie hat heute, als sie Bewußtsein gewann, sehr dringend nach Ihnen verlangt."

Kaum hat die Kammerfrau mit ihren Klagen geendet, so tritt durch eine Seitenthür einer der berühmtesten Aerzte der Hauptstadt, etwas angegriffen und hoffnungslos, wie es schien, aus dem Gemache der Kranken heraus. „Wenn der Anfall noch einmal kommt," spricht er zur Kammerfrau, „so ist sie verloren, und das kann bald geschehen. — Man hat Sie rufen lassen, Herr Sigismund," fuhr er zu mir gewendet fort, die Baronin will ihre letzten Anordnungen durch Sie aufgesetzt wissen. Verlieren Sie keine Zeit, sich mit ihr zu besprechen."

Indessen hatte mich die Kammerfrau angemeldet und ich ward in das Zimmer der Kranken gelassen. Gott! welch ein Anblick! ein Todtengerippe, mit einer gelben, faltenvollen Haut umzogen, starrt mir entgegen. Die Baronin saß, da sie ihre heftige Krankheit nicht im Bette ruhen ließ, halb liegend auf einem Sofa. Ihre Hände und ihr Haupt zitterten, klappernd fuhren die wenigen Zähne ihres Mundes zusammen, und unaussprechlicher Gram lag auf den fürchterlich gefalteten Zügen des Jam-

merbildes. Ich hatte sie seit dem Tode ihrer Stieftochter gar nicht gesehen; ich würde sie an einem anderen Orte nicht mehr erkannt haben.

Erschüttert durch diesen Anblick, verlor ich alle Worte. Mit einer stummen Verbeugung stehe ich vor der Leidenden; sie weiset mit der Hand nach einem Stuhle; ich setze mich schweigend ihr gegenüber. Sie starrt mich lange an, sinnt und kämpft mit sich selbst. Endlich wendet sie sich rasch und ruft: „Der kopflose, erbärmliche Arzt! denkt, Meister Sigismund, er behauptet, daß Zugluft Kranke ermorde. Meister Sigismund, so meint Ihr nicht — bei dem Gerechten, Ihr meint es so nicht!"

„„Wohl mein' ich es also,"" versetzte ich bescheiden und froh, den Faden des Gesprächs in der Nähe der schauerlichen lebenden Leiche ergreifen zu können; — „„doch mit Unterscheidung, gnädigste Frau! Sie haben hiervon wenig zu fürchten; aber Kranke, die an Entzündungen leiden — solche, bei welchen der Krankheitsstoff durch die Poren dringet, wie bei Masern und Scharlach —""

Bei diesen Worten fährt sie mit unbeschreiblicher Heftigkeit, ja im völligen Wahnsinn, in die Höhe. „Unglückseliger, was habt Ihr gesprochen?" kreischt sie, „grausamer Sigismund, Ihr mordet mich!" Nun wüthet sie gegen sich selbst. Schaum fließt von ihrem Munde; alle Nerven ihres Körpers zucken hoch über die dünn bedeckten Knochen herauf; und ich war so heftig erschro-

cken, daß ich die Klinke nicht fand, um die Glocke zu ziehen. Eben versuch' ich es, da faßt mich ihre eiskalte Hand, und deutet nach meinem Sitze. „Laß' es! laß' es," flistert sie, nach Luft haschend, „es ist vorüber! ich muß ja sterben! ich will meinen letzten Willen erklären. Hör'! Alles will ich gestehen!"

„Ihr wißt, Meister Sigismund, da Ihr bis zum Tode meines Gemahls in meinem Hause gewesen, daß dieser, ungerechter Weise, seine Tochter erster Ehe, Bertha, zur Erbin seines ganzen Vermögens eingesetzt hatte. Er wagte es auch, mir diese und einen Bruder ihrer Mutter, welcher, als Bertha's Oheim, das Mädchen sehr liebte, bei seinem Tode an die Seele zu binden. Ich aber konnt' es dem Mädchen nimmer verzeihen, daß sie mir meines Mannes Vermögen entrissen. Er hatte es durch meines vergrößert, und ich stand ihm näher! Den Oheim, welcher um die Gesinnung meines Mannes gewußt haben mochte und der sie geheim hielt, stieß ich sogleich aus dem Hause; ich wußte ihn sogar von seiner kleinen Stelle, und so aus der Stadt zu bringen. Er lebt, ein Opfer meiner Wuth, in tiefster Armuth in dem angränzenden Marktflecken M*, wo er Kinder unterrichtet. Durch seine Entfernung ward ich unumschränkte Meisterin über das Los der verhaßten Stieftochter. — Da bekam sie — bald nach dem Tode meines Gemahls — die Scharlachkrankheit, welche sich bei ihr unter ungünstigen Symptomen äußerte. Es war im Monate Februar —."

Sie zuckte nun heftiger als je, verdrehte fürchterlich die Augen, sah mich grinsend an und flüsterte leise: „Sie lag in der Fieberhitze; sah freundlich und vertrauend zu mir auf; warf die Decke weg, umhalsete mich, rief: „Hilf mir, o Mutter!“ — Ich aber, Meister Sigismund, ich öffnete — wie es geschah, weiß ich nicht, doch that es ein Teufel in mir, nicht ich selbst — ein Fenster, — schloß es bald wieder. — Bertha's Krankheit erreichte den Hochpunct sogleich; sie war sehr leidend — sie starb — schon am andern Morgen darauf.“

Die Baronin sprach diese Worte mit einem unnachahmlichen entsetzlichen Ausdruck, riß dann die Augen weit auf, haschte tief nach Athem, sprang auf, breitete die Arme aus, mich zu umfassen, als den einzigen Mitwisser ihrer Unthat und Qual. Ich aber schauderte zurück, sprang voll Grauen in die Ecke des Zimmers, zitterte, außer mir vor Erstaunen und Abscheu, wie ein Verbrecher vor der Verbrecherin.

Sie stand mir gegenüber, gebeugt, erschüttert. Ihr Körper war gekrümmt, fast zusammengeschnürrt, das wüste graue Haar des zitternden Hauptes stand halb aufwärts und fiel zur Hälfte über die Schultern herab. Ein düsteres Schweigen herrschte zwischen uns. Nun aber kamen Thränen in ihre trockenen, starren Augen, und ihr gespannter Zustand mochte sich etwas erleichtern. Sie schien das Glück, einmal

wieder weinen zu können, mit Gierde zu erfassen und sich daran zu weiden. Endlich nahm sie wieder das Wort und sprach: „Ich hab' es gebüßt, Meister! ich hab' es gebüßt!“ Seit ihrem Tode ist die Hölle aus meiner Brust nicht gewichen. Das unermeßliche Vermögen, das ich geerbt, war mir nichts als eine entsetzliche Qual. Was habe ich Alles gethan, mein Gewissen zu beruhigen! — Ich habe Wallfahrten an heilige Orte unternommen; ich habe an Betstühlen die Beine mir wund gekniet, wochenlang habe ich gefastet und nach einem seligen Ende geseufzt; und bei allen dem doch keine Ruhe gefunden! — Gott ist barmherzig, Sigismund! kann und wird er mir verzeihen? — — Auch habe ich schon vor einigen Tagen meinen letzten Willen aufgesetzt. Ich vermache zwei Drittheile meines Vermögens dem verstoßenen unglücklichen Oheim der armen Bertha, ein Drittheil geb' ich der Kirche und den Armen. — Wird dieser mein letzter Wille Rechtskraft erhalten?“

Ich las das Testament, fand, da sie keine nahen Verwandten hatte, es den Gesetzen gemäß und bejahte dann ihre wiederholte Frage. Viel beruhigter griff sie nach einer Feder, unterschrieb und sprach: „Euch, Sigismund trag' ich auf, für die Vollziehung meines Willens zu sorgen!“

Erschöpft sank sie in ihr Sofa zurück. Plötzlich aber streckte sie die Arme aus, zieht die Daumen ein, ballt die Hände krampfhaft zusammen, kollert mit einem Jam-

mergeschrei hinab auf den Boden. Ich rufe nach Hilfe. — Die Kammerfrau, die Diener stürzen herbei. Sie finden ihre Gebieterin vom Neuen durch den fürchterlichsten Anfall ihrer Krankheit erfaßt. Sie starrt schrecklich unter die Menge, die ihr Hilfe leistet, hinein; heult und ächzet, daß es das Herz zerriß. Da war es, als bräche ihre Brust zusammen, ihre wilden Gesichtszüge nahmen eine weniger gespannte Form an, sie ließ ihr Haupt sinken, rief noch die Worte: „Ihr irrt — der Frost tödtet nicht — — Gott, ich sterbe!“ — Und so war es; sie hatte schrecklich geendet. Wir knieten Alle um die unglückselige Verblichene, und während das Sterbeglöckchen, Fürbitte flehend, kläglich ertönte, beteten wir für die arme, nun vor den Richterstuhl Gottes gerufene Seele der beneideten Reichen.

Ich ließ dann den Oheim der frühgeschiedenen Bertha in das Grimaldische Haus bescheiden, und als ich ihn vor die Bahre der Verstorbenen führte, ihre Qual, ihre Reue, und ihren letzten Willen verkündend — als ich ihm ihre jammervolle Lage mitten in den Genüssen des Lebens geschildert, — als er selbst ihre Angehörigen, weit von Theilnahme und Trauer entfernt, nur mit dem Zusammenraffen Alles dessen, was sie an sich ziehen konnten, beschäftiget sah, sprach er, sein Gesicht von der Leiche scheu weggewendet: „Herr, ich bin glückselig in meiner Armuth. Ich führe die Jugend zur Gottesfurcht und Weisheit; ich bin ein glücklicher Vater; — Herr, solche Güter wünsche ich nicht!“

Ich aber ergriff, sonderbar bewegt, des Biedermannes Hand, drückte sie fest an meine Brust und sprach: „„Recht gesprochen in dieser Stunde, wo Ihr deutlich gesehen, wie wenig beneidenswerth oft manches Reichen und Mächtigen Lage, wie qualvoll ungerechtes Gut und schmachvolle Habe immerdar ist! Doch in eurer Hand, da ihr auf ehrliche Weise zum Besitze gekommen, soll das zusammengeraffte Geld zur Quelle des Segens werden. Thut Gutes damit, redlicher Mann, beglücket Menschen, die Hilfe und Glück verdienen, sühnet so die Seele eurer unglücklichen, verirrten Verwandten! Denn glaubet mir, Freund, es ist hart, bei einem Herzen voll Liebe Leidende trostlos von sich gehen lassen zu müssen, und dreimal glückselig sind die, welche das Gute nicht bloß wollen, sondern auch üben können.““

Was Vertrauen gibt, sei heilig.

Für Menschen ohne festen Charakter und kräftige Tugend ist die Gelegenheit zu Vergehen der Vorbote ihres Falles. Darum ist es in unserer Zeit, wo so Viele nur dem heutigen Tag, unbekümmert um den morgenden, leben, nicht selten, daß wir von Veruntreuung anvertrauter Summen, von der schmählichen Verzweiflung der Pflichtvergessenen und ihrem oft noch schmählicheren Ende hören. Die Verwaltung fremden Eigenthums ist der Probierstein der Kraft und Redlichkeit. Hier sind oft die Lockungen zur Sünde so verführerisch, daß sie nur die strengste Tugend zurückschrecken kann. Mancher ist bloß deßhalb ein Schelm geworden, weil er einen unvorsichtigen Gläubiger gefunden, oder eine volle Casse anvertraut erhalten hat!

Möchten wir uns also, gegen den etwas leichteren Geist der Zeit kämpfend, an eine eiserne Festigkeit, an ein unerschütterliches Beharren im Guten gewöhnen! Lehren wir, ob wir reich oder arm sind, unsere Kinder entbehren, haushalten, sich in ihren Wünschen beschränken. Dann wird sie eine unüberwindliche Scheu vor jedem Eingriff in fremdes Eigenthum, vor glückzerstörenden Fehltritten wah-

ren; sie werden dann nicht in Gefahr kommen, in einem einzigen schwachen Augenblick die Frucht langjähriger ängstlicher Erziehung, ihre irdische und oft ewige Wohlfahrt zu opfern.

So habe ich erst vor Kurzem zu diesen Lehren ein recht trauriges Beispiel gefunden. Ich kenne einen rechtlichen Verwalter eines freiherrlichen Gutes in der Nähe Wiens. Der Mann hat sieben Kinder und einen geringen Gehalt. Indessen liebt er jene zu sehr, um nicht das Aeußerste an ihre Erziehung zu wenden; und so darbt der fast siebzigjährige graue Vater sich den Bissen vom Munde ab, um die Bildungskosten seiner Söhne und Töchter zu erschwingen. Man muß in solch eine Familie selbst mit theilnehmendem Herzen geblickt haben, um sich den stäten Kampf älterlicher Vorsorge und Güte mit der tückischen Noth und dem immer drückenden Mangel zu malen. Hier und dort thuen Ausgaben noth, man versagt sich das Dringendste, und doch will's immer nicht hinreichen! So blutet das liebende Herz, so bleichen unter Sorgen und Kummer die Haare manches biederen Hausvaters, und unbekümmert leben seine Kinder darauf los, kaum ahnend, wie vielen Schweiß, wie viele schlaflose Nächte das gekostet, was sie — nicht selten undankbar und fruchtlos — vergeuden!

Zwar schien dieß nicht der Fall bei den Kindern des Verwalters zu sein. Sie hatten erkenntliche und empfindsame Herzen; sie theilten die Sorgen und den Kummer ihrer Aeltern, sie linderten ihn, wo sie nur konnten. Besonders war Raphael, der älteste Sohn,

die Freude und Hoffnung des Vaters. Seine Studien-Laufbahn war, seit den ersten Jugendjahren, von glänzenden Erfolgen begleitet. Schon war er auf der hohen Schule, und das letzte Jahr seiner wissenschaftlichen Bildung stand vor der Thür. „Tröste dich, lieber Vater," sprach er zum bekümmerten Alten, „seid heiter, theure Geschwister, bald werde ich in die Lage kommen, des Vaters Bürde zu erleichtern und Euch allen Beweise meiner Liebe zu geben!"

Dieses Trostes that es eben jetzt nöthiger als je. Raphaels Studien hatten den letzten Sparpfennig der Aeltern verzehrt. Seine jüngeren Schwestern liefen ohne Schuhe herum, seine Brüder hatten kaum Kleider gegen die Rauhheit des Winters zum Schutze. Es gebrach in der Familie an Allem. Raphael merkte dieß mit zerrissenem Herzen, ob sein Vater ihm diesen Schmerz auch gern ersparen mochte. Und doch hat er noch Ein Studienjahr zu überstehen! — Morgen soll er nach Wien auf die hohe Schule zurück. Die Kinder haben sich alle, tief betrübt, um die armen Aeltern versammelt und der Verwalter martert sich eben mit dem bitteren Gedanken ab, wie er in seinem Leben die erste Schuld machen müsse, um den nöthigsten Bedarf für seinen Sohn zu erzwingen. Er hat nach eine goldene Uhr, die ihm als Erbstück sehr werth ist. Jetzt übergibt er sie seinem Raphael, daß er sie zu Geld mache. Das sehen die Kinder; keines spricht ein Wort, aber sie fühlen den Kampf der Ael-

tern, und in der dämmernden Stube hört man nichts, als hier und da ein leises Schluchzen.

Möchten doch Bedrängte in solchen Lagen nie das Vertrauen auf Gott verlieren; sich ob häuslichen Mangel nicht allzu ängstlich bekümmern! Wenn wir's am wenigsten vermuthen, dringt plötzlich die Hilfe zu uns. — So trat auch an jenem trostlosen Abend der Gutsherr, Raphaels Pathe und ein wohlthätiger Mann dazu, als Engel in der Noth, in die Mitte der bekümmerten Familie. Er wußte um ihren Kummer und war ihn zu lindern entschlossen. „Es ist das letzte Jahr, lieber Verwalter," sprach er, „welches Ihr Sohn den Studien widmet. Längst war es mein Vorsatz, für Sie und Ihn etwas zu thun. Diese hundert Gulden übergeben Sie ihm, als Studienbeitrag und diese zu verlosende Staats-Schuldverschreibung über Einhundert Gulden behalten Sie für sich als Andenken und die Anerkennung Ihres Diensteifers und meiner fortwährenden Erkenntlichkeit. An jedem ersten Tage des Monats März finden die Verlosungen dieser Gattung Creditspapiere Statt, und es ist nicht unmöglich, daß Sie der Himmel für die Treue und Redlichkeit, mit der Sie meine Geschäfte besorgen, belohnt. Gewiß, lieber Verwalter, ich wünsche ihnen Glück!"

Die ganze Familie fuhr in Freudentaumel auf. Noch stotterte der tief erschütterte Vater Worte des Dankes, noch segneten die Kinder den großmüthigen Retter in der Noth — als Dieser, mit dem seelenvollen Bewußtsein einer guten That, schon die dü-

stere Wohnung verlassen hatte. „Unsere Sorgen sind nun am Ende," sprach Raphael, „die hundert Gulden reichen für meine Bedürfnisse hin!" — „„Diese Obligation sei für uns Alle,"" sprach der glückliche Vater, „„nimm sie mit dir, Raphael, und bewahre sie uns. In der Stadt wird die Ziehung vorgenommen; sind wir damit glücklich, so erfahren wir's durch dich, lieber Sohn, zuerst! Gott segne dich, Raphael; Gott sei mit uns!""

Raphael bezog die Universität. Er widmete sich seinen Studien mit allem Eifer. Indessen ging es ihm, wie vielen armen Leuten, die, sobald sie auf einmal mehr Geld, wie gewöhnlich, erhalten, eine Menge Bedürfnisse, an die sie früher nicht gedacht hatten, fühlen. Er erschrak selbst, als er schon nach drei Monaten das Alles ausgegeben hatte, womit er ein ganzes Jahr leben sollte, und begriff kaum, wohin sein Geld plötzlich geschwunden sei. Den Vater um neue Zuschüsse anzugehen, wagte er nicht. Er war daher tief bekümmert, und um Gegenwart und Zukunft in Sorgen.

In einer solchen Stimmung (es war in der Hälfte des Februars) traf ihn Einer seiner Mitschüler mosaischen Glaubensbekenntnisses. Raphael benützte diesen Besuch, sich um die Verlosung der ihm anvertrauten Obligation, welche im nächsten Monate vorgenommen werden sollte, zu erkundigen. „Vielleicht," dachte er, „sendet Gott Hilfe. Bis da-

hin will ich mich noch beschränken.“ Auch verbarg er seine Noth dem Mitschüler nicht.

„„Wenn du von der Verlosung jenes Papieres Rettung aus deiner Verlegenheit hoffst, so kannst du noch lange warten,““ sprach der Befragte mit Sachkenntniß, „„diese Verlosungen werden noch durch dreizehn Jahre lang vorgenommen und es ist möglich, daß erst in dem letzten Jahre deine Nummer gezogen wird. Ueberdieß bekommst du für deine Obligation nach der Ziehung einen geringeren Preis, als sie vor dieser im Curse gilt. Ich rathe dir, Raphael, sie jetzt zu verkaufen, mein Vater wird dir dafür fast hundert und vierzig Gulden bezahlen.““

„Es könnte uns doch ein Gewinn treffen, unter denen es sehr bedeutende geben soll.“

„„Wer wird auf solche ungewisse und unwahrscheinliche Fälle rechnen! Bis aus Hunderttausenden Einem das Glück lächelt — wahrlich, es wäre Tollheit, derlei Hoffnung zu hegen!““

Ich habe jenes Staatslos nur in meiner Verwahrung,“ sprach Raphael, „mein Vater, meine Geschwister würden mich tadeln, wenn ich so Ihr Vertrauen mißbrauchte.“

„„Kindischer Mensch,““ entgegnet der Versucher, „„was verstehen deine Angehörigen von solchen Geschäften! Glaube mir, Sie werden dir es noch danken, daß du ihnen durch einen geschickten Verkauf einen Gewinn gesichert. Und hängst du, oder die Deinen so sehr an einem Lose, nun so erkaufe

nach geschehener Ziehung ein neues, das du dann gewiß um zwanzig Gulden wohlfeiler haben kannst.""

„Ja, wer weiß," — sprach Raphael, „so groß auch meine Noth jetzt eben ist, — du siehst, ich habe nicht einmal Holz, um die kalte Stube zu wärmen."

„„Hast du einen andern Weg, dein Bedürfniß zu befriedigen?"" fuhr der Rathgeber fort. „„Gesetzt, du benöthigest die ganze kleine Summe noch zu deiner Ausbildung, kommt nun nicht die Zeit, wo du bald Ersatz leisten kannst? Ein so hoffnungsreicher junger Mann, wie du, wird in seiner künftigen Laufbahn das unbedeutende Zwangsdarlehen reichlich ersetzen!""

Raphael widerstand eine kleine Weile und ging endlich in die Schlinge des Rathgebers. Die Obligation wurde verkauft. So knisterte nun wieder Holz in seinem Ofen, und die Noth, die ihn kurz vorher drängte, schien für lange Zeit aus seiner Nähe gebannt.

Indessen quälte ihn eine andere Noth, die des Gewissens. Er fühlte seit diesem Schritt eine Unruhe, die sich nicht beschreiben läßt; sie verleidete die Freude zum Studiren, nahm die Ruhe der Nächte. Sobald er des Vaters und der Geschwister dachte — ein Gedanke, der ihn sonst bei allen Mühseligkeiten erhoben — durchfuhr ihn ein Fieberschauer. Mit Grauen sah er auf den nahenden Monat März; und doch wünschte er wieder die Verlosung vorbei, auf daß er Gewißheit von dem

Ungrunde seiner Besorgniß erhielte und seiner namenlosen Bangigkeit ledig würde.

Der erste März war herangekommen. Raphael hatte sich die Serie und Nummer der verkauften Schuldverschreibung aufgezeichnet. Innere Angst trieb ihn in den Ziehungssaal, wohin sich Hunderte gedrängt hatten und mit pochendem Herzen und lüsternen Ohren des Rufes der gezogenen Lose harrten. Wie verschieden war die Gemüthsstimmung des einzigen Raphael von hundert Mitanwesenden! Sie wünschten mit zitternder Freude ein Glück, das ihnen der Zufall bescheren sollte; und er schauderte vor diesem Glücke, das ihn in's tiefste Elend gestürzt haben würde. Da hört er endlich die Serie des ihm anvertrauten Loses als gezogen, und bald darauf auch die unglückselige Nummer desselben mit einem Gewinnste von achzig tausend Gulden ausrufen. Er starrt mit weit geöffneten Augen auf sein Papier, sein ganzer Körper wird von Fieberhitze, dann von Eiseskälte durchschauert; er zittert, stürzt sinnlos zu Boden.

„O Tücke des Glückes!" ruft er, als er seine Besinnung erhält, halb wahnsinnig aus; wüthet gegen sich selbst; zerreißt sein Kleid, beißt sich die Finger wund, schreit mit kreischenden Tönen: Ich Unglückseliger! ich Elender! O mein armer Vater! O meine unglücklichen Geschwister! — das Glück nicht — dein Sohn, euer Bruder, hat Euch um Alles betrogen!"

Jetzt rafft er sich auf, stürzt zu dem Wechsler hin, der jenes Staatslos gekauft hat, faßt ihn wie ein Wüthender an, starrt mit verglasten Augen, mit eingefallenem todtenbleichen Gesichte auf ihn: „Gib zurück, gib das verkaufte Glück eines grauen Vaters zurück!“

Der erstaunte Wechsler vernimmt mit Schrecken und leiser Freude das sonderbare Glücksspiel. Er läßt die Nummer sogleich in den Büchern nachschlagen; doch auch Er hat jene Obligation nach Frankfurt verkauft. Wer schildert die Verzweiflung des unglücklichen jungen Mannes! Er vergreift sich an dem Wechsler, er faßt den eben hereintretenden Sohn desselben im Wahnsinn an der Gurgel und schreit: „Teufel, den Lohn für deinen Rath!“ Man reißt den Wüthenden los, welchen eine erstarrende Ohnmacht überfällt; er wird nach Hause getragen, ein fürchterliches Fieber stürmt auf seinen erschütterten Körper ein.

Schon am nächsten Tage kündigten die Zeitungen die ersten Gewinnste aus der vorgenommenen Verlosung an. Der Gutsherr lies't mit theilnehmender Freude darunter die Obligation seines Verwalters. Er eilt zu ihm; er kündigt ihm sein Glück an, umarmt ihn, bezeugt ihm ungeheucheltes Mitgefühl. Er, der Verwalter, seine ganze Familie setzen sich in zwei Wagen, fahren in der seligsten Stimmung, ihr Glück preisend, nach der Stadt, steigen vor Raphaels Wohnung ab.

Hier liegt er abgezehrt und bleich, das Gesicht

schrecklich verzogen, die sonst so feurigen Augen matt und gebrochen auf seinem Lager. „Bist du es, mein Vater! „ruft er, und aus den Augen drängen sich zwei große Thränen; „armer alter Vater! du kommst, um dein Glück zu holen — und sieh, du hast den Gewinn und den Sohn verloren!“ Bei diesen Worten wendet er sich und kämpft nach Luft. Endlich vernimmt der graue Vater die Ursache seiner Krankheit. — Er vergißt den verlornen Gewinn: er sieht jetzt auf dem Punct, mehr, als allen Reichthum der Welt, seinen Sohn zu verlieren. Er ruft ihm Worte des Trostes zu; er betheuert, daß ihn Geld und Gold nicht kümmern, wenn nur sein Raphael lebe. Da blickt ihn der Sohn mit brechenden Augen an, drückt ihm die zitternde väterliche Hand — — — und nach drei Tagen fuhr der unglückliche Vater ohne Glück und ohne Sohn, zerrissenen Herzens der, in schrecklicher Düsterheit vor ihm auftauchenden Heimath zu.

Gewinn im Verlust.

Viele Kaufleute verlieren bei ihrem Geschäfte die sanften Empfindungen des Herzens, und der Brennpunct ihres Sinnens und ihrer Freuden wird Geld. Unter diese gehört der Kaufmann Erivan nicht, obgleich er, seinem Berufe gemäß, das Geld sehr in Ehren hält, den Verlust ängstlich scheut und den Gewinn überaus liebt. Erivan's häusliche Verhältnisse sind die angenehmsten. Er besitzt eine reizende treue Gattin und zwei allerliebste Kinder, die ihm freilich noch theuerer sind, als Cassen und Hauptbuch.

Eben setzte er den kleinen Eduard auf sein linkes Bein zurecht, dessen sich dieser wie eines Pferdchens gern bediente, als Rückert, der Buchhalter mit finsterer Miene hereintritt und die unangenehme Kunde bringt, das Haus Lützen und Compagnie habe die Zahlungen eingestellt, wodurch seinem Herrn Prinzipal ein Verlust von vier Tausend Gulden erwachse. Erivan fuhr polternd auf, setzte seinen kleinen Sohn unsanft auf dem Boden, daß er laut aufschrie, und lief, auf den gefährlichen Stand eines Kaufmannes, wie auf die Unredlichkeit der geschäftreibenden Classen losdonnernd, mehr erzürnt als

niedergebeugt in der Stube umher. Nichts fruchtet der Zuspruch seiner Gattin Marie, nichts hilft des kleinen Eduard Schluchzen am Boden. — „Vier Tausend Gulden," ruft Erivan, „das ist keine Kleinigkeit! und treffen mich noch ein Paar Verluste der Art, so bin ich zu Grunde gerichtet!" Er tobt noch eine Weile fort, gibt dem alten Buchhalter die strengsten Befehle und eilt sehr niedergeschlagen dem Freien zu, um in der Luft Abkühlung für seinen Unmuth, und Trost für seine Sorgen zu suchen.

Er war etwa hundert Schritte in seiner Hast fortgerannt, als er einen sehr reichen Mann, den man den Crösus der Stadt nannte, in einem prächtigen Wagen einherfahren sieht. Aber welch ein Anblick! Mit einer unheilbaren abscheulichen Krankheit behaftet, die seit Jahren an seinem Leben nagt, sitzt der arme Reiche hager, blaß, die Augenhöhlen, den Mund selbst mit Geschwüren bedeckt, in seiner Carrosse, ein leibhaftes Bild des bittersten Lebensüberdruses. „Was nützt dem Manne auch sein Geld!" brummte der Kaufmann halb unwillig vor sich hin, „ich möchte wahrlich an seiner Stelle nicht sein. Sage man, was man will, Gesundheit gilt mehr als aller Reichthum der Erde. Ich danke dir, lieber Gott, daß du mich und die Meinen bei dieser erhältst!"

Sein Weg, den er nun nicht mehr so eilig verfolgt, geht über einen großen Platz, auf dem sich das Tribunal des Gerichtshofes befindet. Auf der

Strafbühne steht mit gebeugtem Haupte, dessen dunkle Haare schon zur Hälfte gebleicht waren, unter dem Getümmel der gaffenden und schaulustigen Menge, ein zur zehnjährigen schweren Kerkerstrafe abgeurtheilter Verbrecher. An seiner Brust hängt eine Tafel, worauf mit großen Zügen steht: „Wegen Betrug und Meineid.“ Erivan schaudert zusammen. „Der Unglückliche ist tief gefallen, spricht er leise zu sich, „er verliert seine Freiheit und noch mehr als das Leben, auch seine Ehre. Was sind dagegen die Güter der Erde? Lieber Gott! Wenn es dein Wille, so nimm, was ich habe, nur lasse mich und die Meinen immer die Ruhe des Gewissens, immer die Ehre bewahren.

Erivan geht nun ganz langsam und ruhig die Straßen hindurch; er sinnt über die jähe Aufwallung, die sich kurz vorher seiner bemächtigt hatte, nach und bereut sie fast. Schon hat er Aufmerksamkeit gewonnen für Alles, was um ihn vorgeht. So fiel ihm ein Wehgeschrei auf, das ihm aus einem Hause entgegentönt. Er blickt empor und sieht beim hellen Tag ein Gemach mit Kerzenlicht beleuchtet. Ein Paar Männer in schwarze Mäntel gehüllt, deuten eine Beute des Todes an. „Wen begräbt man?“ fragt er mit Theilnahme: „„Den einzigen Sohn des Güterbesitzers da oben. Der Vater rauft sich im Schmerz die Haare aus, die Mutter ist wahnsinnig geworden!““ vernimmt er zur Antwort. Da fiel es ihm, wie ein Stein auf die Brust; denn er war ja

auch Vater. Wenn ihm sein lieber kleiner Eduard, oder die süße herzliche Eveline — — „Mein guter Vater im Himmel!“ ruft er: „wie milde handelst du mit mir vor anderen Menschen! Du läßt mich im Besitze meiner Gesundheit, meiner Ehre, meiner Geliebten — und ich Undankbarer murre, wenn ich einige todte Schätze verliere?“

Und Erivan geht in glückseliger, gottergebener Stimmung nach Hause. Er blickt mit freudenthränenden Augen auf seine Kinder; er küßt die schmeichelnde Eveline; er ruft den schüchternen Eduard, welcher die frühere Hast des Vaters noch nicht vergessen hat, zu sich, auf daß er den Ritt auf seinem Beine vollende und spricht zum erstaunten, doch herzlich erfreuten Weibe nur die seelenvollen Worte: „Marie, wie gut ist der liebe Gott! und wie glücklich bin ich!“

Da kehrt der Buchhalter zurück und berichtet, daß er die nöthigen Schritte zur Verhaftung des Kaufmannes Lützen gethan, weil auf diesem Wege von ihm vielleicht noch etwas zu erpressen sein würde aber Erivan spricht: „Bewahre uns Gott dafür, lieber Rückert, unsere Gemüthsruhe zu belasten. Lützen hat Kinder — die vier Tausend Gulden sind ja nicht mein ganzes Vermögen — der Himmel wird Alles wohl fügen! — Aber hören Sie, Rückert, da habe ich bei meinem heutigen Ausgang in der dunkeln Ecke des Hauses die arme Schreiner-Familie bemerkt — ich muß gestehen, daß mir das Los

dieser Leute nie so elend vorgekommen, wie heute. Sie haben, wie ich höre, alle Habe, sogar ihr Werkzeug in's Leihhaus getragen; — nun, das müssen sie doch zurück haben, um für ihre armen Würmer Brot zu erwerben. Rückert, sehen Sie, daß mit einem Paar hundert Gulden den guten Leuten dauernd geholfen werde!"

Ein übereiltes Wort hat ihn getödtet.

Die erste Stufe zur Lebensweisheit ist die Kunst, schweigen zu können; denn viel mehr Menschen machen sich durch ihre Reden, als durch ihre Handlungen unglücklich. Traurig ist es, daß oft gerade die Besten aus ihnen die wenigste Herrschaft über ihre Zunge besitzen. Höchst bittere Erfahrungen im Leben, welche ihren Herzen unheilbare Wunden schlagen, führen sie erst spät zur Verschlossenheit, und nicht selten sind es die Ruinen des ganzen Lebensglückes, auf welchen sie im grausam lähmenden Kampfe diese erringen.

Mit glühendem Herzen sucht so mancher junge Mann, der ins Leben tritt, theilnehmende Seelen, denen er sich mit seinem Wünschen und Hoffen, Streben und Wollen offen und vertrauensvoll in die Arme werfen kann. Aber welche schmerzlichen Täuschungen sind die Folgen übereilter Hingebungen! Neid und Mißgunst, Cabale und Hinterlist lauern mit der Maske der Antheil nehmenden Freundschaft auf ihn, lohnen das unbegränzte Vertrauen des Geblendeten mit seinem Sturze.

Wenn wir mit einem Herzen voll Liebe die Mehrzahl der Menschen gut denken, so vergessen wir ja

nicht, daß mancher Gute schwach genug sein könne, durch eine absichtslose Verbreitung gehegter Pläne und Unternehmungen, oder unserer glücklichen und widrigen Lebensereignisse, uns wider Willen Schaden zu bringen. Oft ist ein unvorsichtig hingeworfenes Wort hinreichend, den mühsam erworbenen Ruf und das mit manchem Leidenssteine aufgebaute Lebensglück eines Menschen für immer niederzureißen. Wie unvorsichtig handeln deßhalb junge Leute, welche, die Welt mit ihrer spielenden Chamäleonsseite noch nicht kennend, ihre Zungen schrankenlos lallen lassen und dem Janusgesichte täuschender Freundschaft Herz und alle Gedanken öffnen.

Hierzu kommt noch, daß diejenigen, welche viel reden, nicht immer die Wahrheit reden. Eine lächerliche Eitelkeit mischt sich oft in die Aeußerungen ihrer Empfindungen, am Wortschwalle nimmt die erhitzte Phantasie thätigen Antheil, und die erste, vielleicht absichtslose Lüge führt schnell die zweite, und diese ein Heer ihres Gleichen herbei. Den einfachen, ihnen gegenüberstehenden Menschenkenner macht dieses dann stutzen und desto verschlossener, je unvorsichtiger aufrichtig ihre Mittheilung ist. Ist er auch so menschenfreundlich gesinnt, ihr Herz nicht zu verdammen, so wird ihm doch Erfahrung und Klugheit gebieten, seine Hand, die sie fördern könnte, von ihnen fern zu halten.

Oft sind wir unbedachtsam genug, das Wort, an dem die Ehre des Nächsten beruht, nicht einmal auf die Wagschale der Gerechtigkeit zu legen. Wir fü-

gen so nicht nur uns, sondern auch Andern den empfindlichsten Nachtheil zu. Folgende Thatsache, die sich auf französischem Gebiete zugetragen hat, sei manchem jungen Freunde in mehr als Einer Beziehung zur Warnung erzählt.

In Brest war vor mehren Jahren ein Mann, von einem einzigen vertrauten Freunde begleitet, unter der, dort Handel treibenden Welt plötzlich aufgetreten, so daß er für Manchen aus den Wolken gefallen zu sein schien; fast Niemand wußte, woher er gekommen und aus welcher Provinz er stamme. Dieser Mann nannte sich Montgomeri. Er schien Handlungsgeschäfte zum Zwecke seines Hierseins gemacht zu haben. So ängstlich aufmerksam man auch anfänglich auf ihn war, so schwand doch bald alles Mißtrauen; denn was Montgomeri erhandelte, bezahlte er baar, hielt unter allen Umständen sein ein Mal gegebenes Wort, gewann überdieß durch sein charaktervolles, edles Benehmen Jedermann, der größere oder kleinere Geschäfte mit ihm versucht hatte. So kam es denn, daß dieser räthselhafte Kaufmann, welcher sonst ein stilles und sehr verschlossenes Wesen hatte, bald ausgebreiteten Credit errang, welchen ein reich beladenes Schiff, das als sein Eigengenthum im Hafen ankam und denselben mit Waaren, die er in Brest zur Hälfte baar bezahlt und zur Hälfte auf Rechnung genommen hatte, nach Rio beladen, bald wieder verließ, bedeutend vermehrte. Montgomeri hieß von nun an nur der fremde reiche Kaufmann; aber er hatte mit diesem Beinamen bald

jene Furien, welche das Los des Glücklichen oft weniger erträglich, als jenes der Bedrängten machen, Neid und Mißgunst, gegen sich gereizt.

An einem schwülen Sommertage ging der beneidete Montgomeri in die Nähe des Hafens spazieren, um in der kühlenden Luft, welche die Meeresseite dem Lande zuwehte, Erfrischung zu suchen. Viele Augen waren auf den Glücklichen gerichtet. Als Montgomeri so vor einigen jungen Leuten verwandelte, sagte ein Fremder, der vor wenigen Tagen aus Paris angekommen war, zu seinem Freunde: „Welch eine täuschende Aehnlichkeit hat dieser Mann mit dem verruchten Joquilles, der die Brandmarkung und Galeerenstrafe, welche ihm das Zuchtpolizeigericht zuerkannt hatte, als ein gefährlicher Betrieger sehr wohl verdient!“ Nach diesen Worten gingen die Fremden, unbekümmert um Alles, ihre Wege weiter.

Das absichtslos ausgesprochene Wort war aber nicht fruchtlos in den Lüften verhallt. Richard, ein junger Handlungscommis, welcher als eine Waise nach Brest gesendet worden war, um hier sein Glück zu versuchen, das ihn seit früher Jugend geflohen, da er nie seine Aeltern gekannt, — dieser Richard hatte die Rede des Fremden vernommen. Er war in vieler Rücksicht keiner der Schlimmsten seines Geschlechtes, hatte kein böses Herz, viele Liebe zu seinem Geschäfte und Anhänglichkeit für das Haus, welchem er diente. Richard war aber auch überaus leichtsinnig, hörte oft nur halb und ergänzte gern

durch eigene Erfindung, was er nur schief oder theilweise erfaßt hatte. Seine Zunge, die sich gern bewegte, sprach immer früher, bevor der Verstand erwogen. Tausend empfindliche Erfahrungen, welche sein feines Gefühl schmerzlich verletzten, hatte ihm diese Unvorsichtigkeit schon zugezogen. Er hatte sie sie eben so oft verwünscht, Besserung gelobt, und bald darauf wieder einen neuen und noch größeren Fehler der Geschwätzigkeit und der Uebereilung begangen. Die schmerzlichste Frucht sollte ihm aus so giftiger Blüthe noch reifen.

Auf der Börse angekommen, fing er mit Einem der bösartigsten Menschen, der unter Jene gehörte, welche sich gern Ein Auge ausreißen lassen würden, wenn jedem glücklichen Nächsten dafür zwei genommen worden wären, ein Gespräch an. „Ich habe so eben eine Neuigkeit erfahren," sprach er, „die mich erschüttert. Wenn Sie reinen Mund zu halten versprechen, so will ich sie Ihnen mittheilen. Stellen Sie sich vor: der reiche Montgomeri heißt Joquilles; er wurde in Paris gebrandmarkt und auf die Galeere gesandt; ist ihr wahrscheinlich entflohen oder mit geheimer Begünstigung entkommen. Ein Pariser hat ihn beim ersten Augenblick erkannt; aber da es eine Ehrensache ist, so schweigen Sie davon!"

Der Horcher ließ sich so etwas nicht zweimal sagen. Er verließ den unvorsichtigen Richard, ein dringendes Geschäft vorschützend. Kaum waren wenige Stunden verflossen, so zischelte sich der ganze Handelsstand von Brest mit wichtigen Mienen in die Ohren:

„Hüttet euch vor dem falschen gebrandmarkten Montgomeri! zieht eure Gelder von ihm heraus, morgen kann er verhaftet und zur Galeere zurück gesandt werden.“

Alles, was an den Unglücklichen Forderungen hatte, stürzte über ihn her. Montgomeri, dessen Schiff noch nicht zurückgekehrt war, befand sich eben nicht in der Lage, so viele unerwartete Anforderungen zu befriedigen. Die geängstigten Gläubiger machten Ernst; sie trieben es auf das Aeußerste, und indem sie sich um ihre Summen schon gänzlich gebracht wähnten, kam es zu leidenschaftlichen Ausdrücken der Verachtung und Wuth. Montgomeri hörte sich einen Schurken, einen Verbrecher nennen. Dieses Benehmen erfüllte ihn mit dem höchsten Zorne. Seine Nerven waren von jahrelangen Leiden geschwächt und zerrüttet. Er machte zitternd und bebend eine gähe Bewegung, suchte vergeblich nach Worten; aber seine Zunge lallte nur, seine Augen drehten sich im convulsivischen Kampfe — er sank zur Erde. Ein tödtlicher Schlagfluß hatte die rechte Seite seines Körpers gelähmt.

Zu dieser Scene kam der einzige Freund Montgomeri's. Er stürzte wie verzweifelnd auf ihn mit seinen Thränen, bewies ihm auf eine eben so zärtliche, als achtungsvolle Weise den herzlichsten Antheil. Nachdem man den Unglücklichen auf sein Bett gebracht hatte, forschte er nach der Ursache dieses erschütternden Falles. Einer der Miteingedrungenen erklärte dieselbe offen und sprach im Zorne:

„Das Gewissen hat sich in jenem Manne geregt! wir haben erfahren, daß er Joquilles heiße, den Galeeren entlaufen und, uns Alle um unsere Habe zu betriegen, hieher gekommen. Wie er vernahm, daß wir um seine Geheimnisse wissen, sank er vor uns nieder und betrügt so, wenn er stirbt, seine Gläubiger, wie den ihn verfolgenden Arm der Gerechtigkeit."

Wer beschreibt das Erstaunen des redlichen Freundes über diese Worte, die ihm von einem Wahnsinnigen gesprochen schienen. Wie ein Rasender fuhr er auf, seine Haare sträubten sich empor und seine Augen rollten wie Feuerräder vor Zorn. „Thörichtes Volk!" rief er entrüstet, „wer hat es gewagt, Euch solche aberwitzige Mährchen anzubinden? Armer, unglücklicher Freund!" rief er dann wieder in milderem Tone, zu Montgomeri gewendet, „so läßt dir auch hier die Bosheit und Thorheit den Frieden nicht, den du vor Allen verdienst. So wißt es denn, leichtgläubige Thoren! dieser Mann, Einer der Edelsten, welche je die Erde trug, hat Lyon deßhalb verlassen, weil er, ein Freund und Anhänger seines unglückli- Königs Ludwig XVI., die Erinnerung an die schmerzlichsten Ereignisse seines Lebens dadurch schwächen zu können glaubte, daß er den Ort seiner tausendfältigen Leiden freiwillig mied. Das Blut der treuesten Gattin hat er auf dem Höllengerüste fließen gesehen; seinen Sohn, den er nur mühsam den Mördern entrissen, im frühesten Kindesalter mit einem Diener nach Deutschland gesendet. Gelähmt von solchen Verlusten, betrachtete er nun furchtlos den

Wechsel der Dinge. Als die Gräuel der unheilbringenden Revolution schwanden und ein gemäßigteres System ihren Schrecknissen folgte, begab er sich hierher, um unerkannt, nur mit mir und seinem Schmerze vertraut, zu leben; zumal, da er die zwar noch unverbürgte Nachricht erhalten hatte, daß auch sein Sohn, den wir schon verloren glaubten, weil der Diener, der ihn nach Deutschland gebracht, dort verschieden war, durch ein sonderbares Zusammentreffen hier in Brest leben sollte. Heute gelang es erst, die sichern Beweise zu finden, daß Richard, dem Hause Picot dienend, wirklich dieser sein Sohn sei, für den er die Reste seines Vermögens und alle seine Liebe bewahret. — In solch einem Augenblicke, dem ersten, der diesem Biedermann nach jahrelangen Leiden einen wärmenden Strahl der Freude in das Herz gießen sollte, in diesem Augenblicke habt Ihr, Unmenschen, Würger! ihn mit eurer namenlosen Thorheit an den Rand des Grabes gebracht!»

Bald hatte Montgomeri's edler Freund die Umstehenden von dem Ungrund ihres Verdachtes überzeugt. An die Stelle der lebhaftesten Besorgnisse trat nun bei Allen ein eben so leidenschaftlicher Unwille gegen den Verleumder, welcher einen unglücklichen und ehrlichen Mann in einen so bemitleidswerthen Zustand versetzen konnte. Der Vorsatz, die Quelle, aus welcher jenes ungereimte Gerücht entstanden war, zu entdecken und dann den Verbreiter jener schändlichen Lüge zu verfolgen, ihn strenge zu strafen, war bald in Allen erweckt, — jeder

redliche Kaufmann machte es sich zum angelegentlichen Geschäfte, dieser Sache auf die Spur zu kommen.

Während Einige in das Comptoir des Hauses Picot gingen, um dem jungen Richard sein Glück zu verkünden, hatten Andere bereits denselben, als den Verbreiter jener verleumderischen Kunde Allen, die daran Theil nahmen und auch dem Freunde Montgomeri's, namhaft gemacht. Denn sobald der geschäftige Ohrenbläser, welcher sich die Kundmachung jener unvorsichtigen Rede so angelegen sein ließ, erfahren hatte, wie die Sache stünde, so wies er mit nicht geringer Bosheit auf den unbesonnenen Richard, als seinen Gewährsmann hin.

Richard kam blaß und verstört in das Gemach, in welchem Montgomeri noch immer, seiner Sprache und fast jeder körperlichen Bewegung unfähig, darnieder lag. Sein Anblick war erbarmungswürdig. Was sein Herz empfand, vermag keine Feder zu beschreiben. Er hatte mit der Nachricht von dem unverhofften Glücke, einen Vater gefunden zu haben, zugleich die Ueberzeugung von der Größe seines Vergehens erhalten, die ihn mit Furienschlägen geißelte und sein Gewissen auf die Folter der Höllenangst legte. Als er dem Bette seines Vaters nahe kam, hing sein Vergehen mit Centnerlast an jedem Gliede seines Körpers. Er sank nieder, langte laut heulend nach der kalten Hand des Unglücklichen und brachte nichts hervor, als unarticulirte Töne namenlosen Schmerzes und trostloser Reue.

„Montgomeri, dein verlorner Sohn Richard! sprach dessen Freund, welcher aus Schonung für Vater und Sohn den großen Fehltritt desselben zu verbergen suchte. Aber nur ein plötzlicher Schimmer der schon im Brechen begriffenen Augen zeigte, daß ihn der Vater verstanden habe. Allmälich wird sein Körper kälter und kälter — große Tropfen treten an der Stirne vor — ein hohler Seufzer entwindet sich mühsam der gepreßten Brust — sein Freund und der verzweifelnde Richard geben einen Schrei des Entsetzens von sich — Montgomeri's Seele hat das Jammerthal seiner Leiden verlassen. — Ein übereiltes Wort hatte ihn getödtet!

Richard wurde sein gesetzlicher Erbe. Das Vermögen, welches er erhielt, war groß. Aber jener unfreiwillige Mord hat ihn der Freude des Lebens entrückt. Nie sah man seine Stirne heiter, oft seine Augen voll Thränen, sein Antlitz von herbem Kummer umfurcht. Was ihm seine Zunge geraubt, konnte kein Lächeln des Glückes mehr ersetzen. Er wankte, in blühender Jugend eine wandelnde Leiche, dem Grabe zu, an nichts mehr im Leben regen Antheil nehmend. Nur dann, wenn er in seinen Geschäften auf einen mit der Welt wenig bekannten Jüngling stieß, dem die Rede unbesonnen entquoll und der seine Gedanken über sich und über Andere rücksichtslos in die Menge hineinwarf, nur dann ward seine bleiche Wange mit glühendem Roth übergossen, sein Blick stechend und sein Leib, wie von unterirdischem Schmerze geschüttelt. „Halte ein, unsinniger

Thor!» rief er mit wüthender Geberde; „Weißt du nicht, daß dein unbesonnenes Wort ein Schwert in der Hand eines Rasenden ist? weißt du nicht daß du an deinem eigenen Glück, wie an der Ruhe deines Bruders zum Mörder wirst? Halte ein! und zittere vor meinen Leiden! Ach, als ich den Vater gefunden, hat ihn meine Zunge getödtet!»

Bei großer Noth ist Hilfe nah'.

Es war am Sylvester-Abend; der Amtschreiber Gutherz saß mit seinem Weibe und seinem zehnjährigen Sohne um den Ofen der ärmlichen Stube. Wohl knisterte in demselben brennendes Holz und die wohlthätige Wärme des Feuers breitete sich in dem ganzen Gemache aus; aber Walburga, sein treues Weib, hatte eine große Thräne in den Augen; denn ach! dieses Holz war das letzte; der Winter drohte mit fürchterlicher Kälte und aus allen Winkeln, in welche sie blickte, starrten Noth und Sorgen entgegen!

Gutherz hatte die Thränen, welche sein gutes Weib zu verbergen suchte, bemerkt. Nach der Ursache ihres Kummers durfte er nicht erst fragen; er nahm deßhalb ihre Hand, drückte sie und sprach in freundlichem Tone: „Sei getrost, Walburga! es ist heute der letzte Tag im Jahre. Morgen mit dem Frühesten eile ich in die Stadt, um dem neuen Gutsherrn einen glücklichen Wechsel des Jahres zu wünschen. Dabei erhalte ich die rückständige Besoldung für die letzten drei Monate und vielleicht noch eine namhafte Gabe. Wenigstens wird er meiner Bitte um die Vermehrung meines Gehaltes will-

fahren; denn, daß ich bei diesen schweren Zeiten mit jährlichen hundert zwei und fünfzig Gulden dich und meinen Conrad nicht erhalten könne, wird er doch einsehen."

Aber nun, weil ihr Mann diese wunde Seite berührt hatte, fing Walburga erst recht zu weinen an. Sie sprach, als wenn sie durch Klagen ihren Schmerz erleichtern wollte, von Thränen oft unterbrochen: „Ach, lieber Mann! leider gebricht es uns an Allem. Das Holz, welches nun in dem Ofen brennt, ist das letzte; die Speisekammer ist leer; der Gewürzkrämer wird Morgen die Rechnung senden — und — ja, wenn wir den alten Gutsherrn noch hätten, diesen würde gewiß unsere Noth gerührt haben! Aber da er nun todt und sein Gut an den Meistbietenden verkauft worden ist — kann ich deinen Hoffnungen nicht recht vertrauen! Reich ist zwar der neue Herr, aber die Reichen am Gelde sind nicht immer reich an Güte des Herzens!"

„„Schweige, Walburga,"" sprach Gutherz etwas ernster, als sonst. „„Der dieses Gut erkauft hat, ist unser Herr, von dem wir nur Gutes reden sollen. Verschließe dem thörichten Geschwätze der Leute dein Ohr; denn diese wollen ihm nicht wohl, weil er früher Israelit gewesen, und erst vor Kurzem zur christlichen Kirche übergetreten. Unzufriedenheit und Neid lauert allen Menschen auf, den mit Glücksgütern Gesegneten aber am ersten. Ich bedaure und beklage den Tod meines alten guten Herrn; aber ich will dem neuen mit eben der Treue dienen,

wie ich es dem alten gethan. Sei deßhalb ruhig, gutes Weib, und schaffe dir nicht Hirngespinste zur Qual. Wo die Noth groß ist, dort ist die Hoffnung für bessere Stunden ganz nahe. Jedes Leid scheint überdieß furchtbarer in der Erwartung, als es sich in der That zeigt, wenn man davon einmal getroffen worden ist, gleich wie Gewitterwolken viel schwärzer erscheinen, so lange sie uns entfernter stehen. — Nun gute Nacht, Walburga! Conrad, gehe auch du zu Bette! Wir wollen Gott bitten, daß Er uns das nahende Jahr mit Freude und Glück segne.“» So sprach er, küßte Weib und Kind, betete mit inniger Rührung zu Dem, der die Leiden sendet zur Prüfung, und das Gute zum Lohne.

*

Schon vor dem ersten Sonnenstrahle war Gutherz auf dem Wege zur Stadt. Um die Kosten eines Fuhrwerks zu ersparen, hatte er sich, die grimmige Kälte des Winters nicht achtend, zu Fuß aufgemacht und schritt, schon im Voraus mit der Freude, welche er den Seinigen zurückbringen wollte, beschäftigt und getröstet, rasch durch die aufgethürmten Schneemassen fürbaß. Ein schneidender Windzug pfiff von dem nördlichen Gebirge her; der Schnee, mit welchem ihn dieser bedeckte, blendete fast seine Augen; aber Gutherz achtete dieser Beschwerlichkeit nicht; denn es galt ja, seinem guten Weibe und seinem Sohne Trost und Hilfe zu bringen.

Die drei Stunden Weges waren zurückgelegt. Er kam mit einer Eisrinde, welche der Schnee rings

um seine Kleider gebildet hatte, in der Stadt an. Vor dem Hause seines Gutsherrn richtete er dieses Alles so gut ins Geleise, als es nur anging, schüttelte den Schnee von sich ab, befreite die Spitzen seiner Kopfhaare von den Eiszäpfchen, die sich daran gebildet hatten, trat etwas beengt in das Vorzimmer, um dem gnädigen Herrn gemeldet zu werden.

Hier erfuhr er, daß der reiche Handelsmann am verflossenen Abend, an welchem er und die Seinigen bei dem letzten Holze, das im Ofen knisterte, Sorge und Kummer nicht von sich zu weisen vermochten, an dem sein gutes Weib bittere Thränen geweint hatte, einen Ball gegeben habe, welcher die ganze Stadt in Erstaunen setzte. Da waren Ausländerweine aus künstlichen Fontainen gesprungen, Erdbeeren und andere Früchte des Frühlings und Sommers für Summen, welche vielleicht hundert Familien von dem Rande des Verderbens gerettet hätten, angekauft worden. Die muthwillige Verschwendung hatte den höchsten Grad erreicht. In dem Vorzimmer hörte er aber zugleich eine beissende Kritik über dieses Fest, die nicht selten den Beßtgeber traf. „Ach," dachte Gutherz, „wenn mein guter Herr diese Reden hörte, er würde sich in Zukunft vor solchen Ausgaben hüten, welche nur üble Zungen in Bewegung setzen, ihm nur das Mißfallen der Verständigen und die Nachrede der Boshaften zuziehen. Wenn es wahr ist, daß dieser Ball eine so große Summe verschlungen hatte, so würde ja mit dem dritten Theile derselben unser

Dorf plötzlich reich, alle seine Bewohner lebenslänglich glücklich geworden sein. Die Segnungen der Armuth sind freilich ein beseligenderer Lohn für den Biedermann, als der Neid und die Nachrede wüster und lüsterner Menschen!««

Bei diesen Worten erhielt er von dem Kammerdiener des Gutsherrn den Wink, daß ihm die Gunst zu Theil wurde, vorgelassen zu werden. Aengstlich trat Gutherz ein. Sein neuer Herr saß in einem mächtigen Schlafsessel mit zerstörtem Gesichte. Des Amtschreibers vierteljähriger Gehalt lag gezählt auf dem Tische. »Sie kommen um Ihr Geld?« redete ihn der Herr mit halb verächtlichem Blicke an,« hier sind 38 Gulden, die Ihnen gebühren. Das Gut trägt wenig; verdoppeln Sie Ihren Fleiß; denn ich bin mit der Gesammtverwaltung desselben nicht zufrieden.« — ««Gnädiger Herr!«« stotterte Gutherz, ««ich, als subalterner Beamter, richte mich genau nach dem Willen der Vorgesetzten, und —«« — »Schon gut, das sollen Sie auch. Leben Sie wohl!«

Der arme Gutherz hatte sich einen freundlicheren Empfang erwartet. Er war im strengsten Schneegestöber drei Stunden zu Fuße gegangen — er hatte gehofft, daß ihm sein Herr einen Stuhl bieten, ihm erlauben würde, so Manches über die neuen Einrichtungen bei der Verwaltung des Gutes hier anzubringen. Er hatte sich mit Vertrauen und Liebe genähert; es schnürte ihm die Brust zusammen, so hart abgewiesen zu werden. Schon war er

an der Thür, da fiel ihm sein armes Weib, sein heranwachsender Sohn ein, der einer Erziehung bedurfte. Dieser Mann, welcher an einem einzigen Abende für Undankbare so große Opfer gebracht, dem Vergnügen so viel geweiht hatte, kann doch ihn, seinen Diener, nicht hart zurückweisen — der Noth nicht versagen, was er dem Ueberfluß bot — Gutherz wandte sich schnell, trat wieder vor und wollte reden. Aber ein kalter Schweiß stand auf seiner Stirne, die Zunge lag wie Blei in dem Munde, er zitterte am ganzen Leibe — ach! die Worte, welche er um eine kleine Vermehrung seines Gehaltes anbringen wollte, lagen centnerschwer in seiner Brust, wie zusammengeschnürt. Er blieb steif stehen, und nur ein wehmüthiger bittender Blick verrieth, was er dachte.

„Was wollen Sie?" sprach der Herr in eben dem Tone, mit dem er ihn begrüßt hatte. Mühsam und in abgebrochenen Lauten stotterte Gutherz seine Bitte heraus: sprach von seiner Noth, von den Hoffnungen auf die Güte seines Herrn — von dem Eifer, mit dem er dessen Interesse besorgen und fördern wolle nach seinen schwachen Kräften — sprach dann von seiner Dankbarkeit — aber kalt fiel ihm dieser ins Wort: „Schweigen Sie davon! Ihr Gehalt ist im Gegentheile zu hoch. Für Ein hundert Gulden jährlich bekomme ich in diesen Zeiten, wo es Menschen ohne Verdienst in Menge gibt, einen Mann, wie ich ihn brauche. Dieses Monat können Sie in Ihrem Dienste noch bleiben; doch

um nächsten machen Sie Ihrem Nachfolger Platz. Gehen Sie; ich bin ermüdet; habe noch manches bedeutendere Geschäft!"

Der arme alte Mann wurde bei diesen Worten vor Schrecken und Unwillen starr. Er schüttelte sein ergrautes Haupt, griff mit zitternder Hand nach der Thür, trat tief ergriffen aus dem Hause eines Mannes, welcher auf der einen Seite tausendfach verschwendete, was er auf der andern der Armuth abkargte und vorenthielt. „Gott!" rief er, „was gibt es für Menschen auf dieser Welt!" Er bedeckte sein blasses Antlitz mit der dürren Hand, drückte eine Thräne der innigsten Wehmuth aus seinen Augen und eilte kummererfüllt seiner Hütte zu: „„Ach! wie wird mein treues Weib jammern! was fangen wir mit unserm Sohne an! Gott! wer wird uns schützen?"" So seufzte er Ein über das andere Mal, tiefer gebeugt, als er es je im Leben gewesen.

*

So traf er, wehmüthig gestimmt, in seinem Hause ein. Der Anblick des Weibes und Kindes, der ihn sonst stets erheitert hatte, vermehrte heute seine Betrübniß um Vieles. Denn ach! bald wird er sie nicht mehr ernähren können, da nach einem Monate schon seine Dienstzeit zu Ende geht. Er hatte sich vorgenommen, für die ersten Tage wenigstens seinen Kummer verborgen zu halten. Aber Walburga hatte schon bei seinem Eintritte auf seiner Stirne gelesen, wie schwere Sorgen sein Gemüth bedrück-

ten. Mit dem Tone der theilnehmenden Liebe redete sie zu ihm, ihr nichts von dem zu verschweigen, was ihn betrübe. „Ich will mit dir dulden und tragen, lieber Mann," sprach sie mit Innigkeit; „Sieh, ich bin heute mehr getröstet als je; denn der liebe Gott im Himmel verläßt ja, wie du erst gestern gesagt hast, die Seinen nicht!" — Gutherz vermochte nicht lange ihren Bitten zu widerstehen. Er lüftete den Schleier, welcher die Aussicht in ihre trübe Zukunft deckte, sprach von dem Abschied, den ihm sein harter Herr ertheilt, und legte den kargen Sold, welchen frühere Ausgaben schon in Anspruch nahmen, auf den Tisch. „„Ach,"" sprach er dann, „„mein Los kümmert mich wenig; aber Euer Anblick zerreißt mir das Herz. Was soll aus uns werden!""

Hatte ihn Walburga gestern mit ihren Thränen bestürmt, so kam nun die Reihe an sie, ihn zu trösten und sein bestürmtes Gemüth mit Religion und Hoffnung aufzurichten, welche beide den Menschen niemals verlassen, so lang er gut bleibt. „Du hast gestern ganz wahr gesprochen, Lieber!" sagte sie zu ihm, viel gefaßter, als er erwartet hatte, „daß ein Leid, welches wir in der Ferne sehen, schrecklicher aussieht, als wenn es in unserer Nähe steht. Das Unglück, welches wir ängstlich befürchteten, ist nun hereingebrochen; und sieh da, mein Guter! wir müssen dem lieben Gott danken, daß es nicht größer ist. Hätte der Tod nicht unser Kind, eine jähe Verirrung nicht unsere Ehre rauben können? So aber nimmt die schändliche Hartherzigkeit nur einen gerin-

gen Dienst, der uns kaum zur Nothdurft erhielt. Dieser Verlust läßt sich ersetzen; denn wenn es auch Menschen genug gibt, wie unser Herr sagte, welche nach Bedienstungen ringen; so sind doch nicht Alle so bieder und gut, wie du, guter Mann, es bist. Seien wir also ruhig, hoffen wir auf Gottes Beistand und lassen wir dabei auch unsere Hände nicht ruhen; denn dem redlichen Streben, mit einem frommen, gottvertrauenden Sinne verbunden, gelingt nicht selten das Schwierigste!" So sprach sie. Gutherz fühlte einen Stein von seinem Herzen, da er sein Weib also ermuthigt sah, weggewälzt. Er umarmte sie gerührt, und ein neuer Hoffnungsstern tauchte aus seinem Kummer hervor.

Mittlerweile wurde an der Hausthür geklopft. Ein fremder, wohlgekleideter Herr trat herein. Er redete sie in freundlichen Worten an: „Ich habe mich heute in der Stadt verspätet und kann bei einbrechender Nacht nicht mehr nach Hause kommen. Im Wirthshause ist mein Wagen schon untergebracht; aber für mich haben die guten Leute weder eine besondere Stube noch Bett. Der Wirth hat mir Ihre Leutseligkeit gerühmt — wäre es unbescheiden, mein Herr! wenn ich diese in Anspruch nähme?" — „„Wir sind selbst sehr arm und haben Ihnen nur wenig zu bieten. Doch wenn Ihnen mit unserm besten Willen gedient ist, so bleiben Sie hier. Das Wetter ist heute so schlecht, daß ich selbst meinem Feinde in die tiefe Nacht hinein keine Reise wünsche."" So sprach Gutherz. Er forschte nicht ein-

mal nach dem Stande und Namen seines unerwarteten Gastes. Dieser aber schien an ihm Behagen zu finden. Er setzte sich freundlich zu seinem Tische, während Walburga die letzte Flasche Wein, welche sie besaßen, herbeiholte, und zur Bewirthung des Unbekannten einige Eier sott.

Es gibt etwas in guten Menschen, das sie sich gegenseitig schnell erkennen läßt und mit innigem Vertrauen erfüllt. So waren auch Gutherz und der Fremde bald mit einander bekannt. Dieser schien ein Freund des Ackerbaues zu sein und ging seinem Gastgeber mit gründlichen Fragen zu Leibe. Gutherz aber kannte sein Fach und sprach im Verfolge des Gespräches eine solche Liebe und Wärme dafür aus, daß ihm der Gast wahrhaft gut werden mußte. So kam man denn bald dahin, daß der Fremde, ehe es sich Gutherz versah, um seinen ganzen Kummer wußte. Was Jenem aber am Meisten gefiel, war, daß der biedere Diener das unwürdige Benehmen seines Gutsherrn kaum tadelte, sondern diesen noch nach Kräften entschuldigte. Hierüber war die späte Nacht eingebrochen. Gutherz und Walburga führten den Fremden in ein kleines Kämmerchen, das sie sorgfältig erwärmt hatten und wo er ein reinliches Lager bereit fand.

*

Als der Tag angebrochen war, fuhr vor dem Häuschen eine schöne Reisekutsche vor. Der Fremde dankte seinen freundlichen Wirthen herzlich und drückte dem kleinen Conrad einen blanken Ducaten

zum Andenken in die Hand. „Wir werden uns noch näher kennen lernen!“ sprach er beim Abschied zu Gutherz. Aber wer dieser guter Herr war, wußte weder dieser, noch sonst Jemand zu sagen; denn selbst in dem Wirthshause, wo dessen Wagen unterbracht worden, hatte der Kutscher Namen und Stand seines Gebieters verschwiegen.

Gutherz und die Seinigen vergaßen diese Begebenheit bald; denn ach! es gab Dinge vollauf, welche ihnen Stoff genug gaben zum Denken! Die Zeit rauschte flügelschnell vorüber und nur wenige Tage waren noch bis zu dem Termine, wo des Amtschreibers Nachfolger eintreffen sollte. Alles schien sich gegen Gutherz verschworen zu haben. Wo er auch um einen Dienst anklopfte, fand er, daß derselbe vergeben, oder Bewerber mit viel gewichtigeren Empfehlungen, als er sie vorbringen konnte, aufgetreten waren. Eben so trostlos war der Blick auf seine gegenwärtige Lage; denn der Rest seines kleinen Gehaltes schwand unversehens. Wovon sollte er die Umsiedlungskosten bezahlen, und wohin sollte er sich wenden? Die Noth war groß.

Endlich traf der gefürchtete Tag, an welchem er seines Dienstes ledig war, und mit diesem der von dem Gutsherrn bestimmte Nachfolger ein. Walburga versuchte umsonst, ihren gebeugten Gatten aufzurichten. Die Furcht vor der Zukunft hatte ihm alles Vertrauen geraubt. Der neue Amtschreiber stieg sogleich vor seinem Hause ab, und überreichte die Weisung seiner Herrschaft, die bisher besessene

Wohnung unverzüglich für den Ueberbringer zu räumen. — „Auch ist auf der nächsten Poststation ein Schreiben an Sie angelangt, das ich Ihnen mitgebracht habe;“ sprach der Nachfolger.

Gutherz nahm es, für seine Güte dankend; erbrach das Siegel. Seine Augen aber wurden bald naß vor Freudenthränen. „„Sieh' und lese,““ sprach er zu seiner Gattin; „„wahrlich, wir thaten Unrecht, in unserem Vertrauen auf Gott und gute Menschen, zu wanken; denn je größer die Noth, desto näher die Hilfe.““

Walburga las nicht minder, als ihr Gatte, gerührt, folgende Zeilen: „Lieber Herr Gutherz! Als ich, um das Gut Rosenau zu kaufen, durch den Flecken reisete, in welchem Sie wohnten, habe ich bei Ihnen eine sehr freundliche Aufnahme gefunden. Ich habe in Ihnen einen redlichen und für sein Fach hinlänglich erfahrnen Mann kennen gelernt. Was mir von Ihrem Charakter die beßte Meinung beibrachte, war die Ruhe und Schonung, mit welcher Sie das ungerechte Benehmen Ihres harten Herrn ertrugen. Ich verspreche mir von Ihnen Treue und aufrichtige Anhänglichkeit. Deßhalb kann ich für meine neue Herrschaft keinen besseren Amtmann als Sie wählen. Der mit dieser Stelle verbundene Gehalt ist so bemessen, daß Sie ein ganz sorgenfreies Auskommen erwarten können. Bestreiten Sie mit der Anlage Ihre Uebersiedlungskosten und treten Sie Ihr neues Amt zu meiner

Freude, je eher, je lieber an. Freiherr von Ehrenstein.“

Man denke sich die Freude der drei glücklichen Menschen! So war denn mit Einem Mal allen ihren Leiden ein Ende gemacht. Der edle Freiherr hatte zwei Banknoten von hundert Gulden zur Bestreitung der dringendsten Auslagen seinem beglückenden Schreiben angeschlossen. Gutherz weinte, wie ein Kind. Er umarmte bald seinen Nachfolger, bald sein glückliches treues Weib. Conrad machte einen Rundsprung vor Freude, und rief Ein über das andere Mal: „Lustig, guter Vater! nicht wahr, nun kann ich studiren? O wie will ich fleißig sein, und wie dankbar gegen Euch, liebe Aeltern, und gegen den edlen Herrn, der uns Alle so glücklich gemacht!“

Gutherz fand auf seinem neuen Posten, was er erwartet hatte. Er stand hier ganz an seinem Platze, und der Freiherr von Ehrenstein bereuete nie jene Wahl, welche er mit so vieler Güte des Herzens getroffen hatte.

*

Schon waren zwei Jahre seit diesem glücklichen Ereignisse verflossen, schon hatte Gutherz alle früheren Leiden vergessen, als ihn eine traurige Nachricht mit erschütternder Gewalt daran wieder erinnerte. — Sein voriger reicher Gebieter hatte einen schimpflichen Bankerott von mehren Millionen gemacht. Da er seinen Gott bloß im Gelde gefunden und über diesen Götzen den wahren und ewigen Gott vergessen

hatte, so legte er in unseliger Verzweiflung Hand an sich selbst, schloß sein früher so sehr beneidetes Leben auf die für das irdische und ewige Sein schrecklichste Weise. Tausend Familien, welche durch seinen Fall in unverdientes Elend gestürzt wurden, nannten seinen Namen nie anders, als mit Verachtung und Abscheu.

Gutherz schlug die Hände zusammen; eine Thräne des Mitleids trat in seine Augen. „„Meine Lieben!““ sprach er zu Walburga und Conrad. „„Das Geld ist oft ein lüsterner Teufel, der uns Alles raubt: ein empfindsames Herz, Liebe, Ehre, Ruhe und Seligkeit! Laßt uns nimmer klagen, daß wir nicht reich sind; laßt es uns auch nicht werden wollen. — Nicht Alles ist Glück, was der Thor dafür ansieht; und wer, belastet mit den Gütern des Lebens, diesen die allwaltende Liebe opfert, den wird der Segen des Himmels fliehen und die Gnade Gottes verlassen.““

Kostbar ist die Zeit zur guten That.

Es gab Monate, in denen ich an jedem Abende pünctlich den Volksgarten in Wien besuchte. Das Gewühl von Menschen, die sich größtentheils nur darum herbeidrängten, um zu bemerken und bemerkt zu werden, die auffallend lächerliche Ziererei so Vieler, das Steife, kalt Abgemessene, dieses sichtbare Bemühen, durch den Schein zu glänzen, das bei Manchem im schneidenden Contraste hervorstach — ich gestehe, daß die Beobachtung alles dessen für mich eine eigene Art des Reizes gewährte. Ich, der ich es mir zum ersten Berufe gemacht habe, die Menschen zu studiren, fand hier gewiß eine Ausbeute, welche die darauf verwandte Zeit hinlänglich lohnte.

Unter der Menge von Menschen bemerkte ich seit längerer Zeit einen blassen hageren Mann, der sich den Fünfzigen näherte. Seine finstere Gestalt, die zerrissene Miene, aus deren häufigen Falten Lebensüberdruß und hundert innere Qualen herausblickten, die zurückgetretenen Augen, welche nur manchmal aufglühten, sonst aber wie todt und starr in das Gewühl blickten, der gekrümmte Rücken, auf den die drückende Last vieler kummervollen Jahre gethürmt zu sein schien, und das mit schneeweißen Haaren

bedeckte Haupt, welches auf eine Grauen erregende Weise in einer steten schnellen Bewegung hin- und herzitterte, erweckten in mir ein ganz eigenes Gefühl des Mitleids und der Neugierde, das mich wider Willen zu ihm hinzog.

Ich hatte ihn schon mehre Tage, und stets auf derselben Stelle bemerkt. Es war mir unbegreiflich, warum er diesen lärmenden Ort besuchte, da er doch an Allem, was vorging, keinen Antheil zu nehmen schien. Wohl glaubte ich zu bemerken, daß er in sich den Drang fühle, seiner selbst zu vergessen, um, angeregt durch die rauschende Freude der Menge, aus sich selbst heraustretend, seinen inneren Leiden für einige Zeit zu entfliehen; aber ich sah ein, daß ihm dieses nur schlecht gelang. Die Musik, welche ertönte, schien ihn noch ernster zu stimmen und oft drückte er aus den hohlen Augen eine große bittere Thräne.

„Wer ist der Mann, und welche sind seine Leiden?" so fragte ich mich selbst und bald war meine ganze Aufmerksamkeit nur mehr zu diesem leidenden Gegenstand hingezogen.

„„Sie sind heute so tiefsinnig,"" redete mich plötzlich ein Bekannter an und riß mich aus meinen Betrachtungen; „„haben Sie doch Ihre Augen auf Nichts, als auf den finstern Serapion, gerichtet. Sie scheinen ihm das melancholische Wesen ablernen zu wollen.""

„Sie kennen diesen armen Mann?" rief ich, voll freudiger Hoffnung, Aufschluß zu erhalten.

„„Nun; wie sollte ich das nicht?““ war die Antwort. „„Er ist ein sehr begüterter Bürger in der Stadt, dem es an äußern Mitteln zum Lebensglücke durchaus nicht gebricht.““

„Dieser also hat keine Sorge, keine Furcht vor der Noth? und doch ist er immer so tief betrübt! Klären Sie mich, ich bitte, über sein Schicksal auf.“

„„Kommen Sie wenige Augenblicke in diesen Seitengang. Mir ist seine Geschichte bekannt.““ Und nun ergriff der verbindliche Gesellschafter meinen Arm; wir eilten aus dem Gewühle, ließen uns auf eine Bank nieder, die keineswegs so weit von dem Schauplatz entfernt war, daß ich den abgezehrten Serapion nicht mit meinen Blicken erreichen konnte, und der Erzähler, ein geschickter Arzt der Hauptstadt, begann:

„Dieser Serapion, der Ihnen so auffällt, war vor zwanzig und einigen Jahren Einer der heitersten, glückseligsten Menschen. Wo das Vergnügen und die Freude herrschte, dort war auch er. Denken sie sich einen jungen Mann voll Feuer und innerer Kraft, voll Lebenslust, Zartheit und Weltklugheit im Umgange; setzen Sie zu dem Allen den Besitz von hundert Tausend Gulden jährlicher Renten hinzu — und das Bild eines liebenswürdigen und glücklichen Menschen wird vor Ihren Augen vollendet stehen. Serapion trieb Handel im Großen; das Glück begünstigte ihn. Da ereignete sich in diesem Zeitraume plötzlich etwas, das ihm außer seinem

Vermögen, welches noch immer so groß ist, Alles nahm: — Frieden, Lebenslust und Glück.

Eberhard, so hieß der Stiefbruder Serapions, war gleichfalls hier Kaufmann gewesen. In früheren Jahren hatte Beide innige Freundschaft und wahre brüderliche Liebe verknüpft, die denn auch so lange dauerte, bis sie Eigennutz und kaufmännische Berechnungen in kalte Förmlichkeit wandelten. Eberhard hatte durch eine längere Zeit viele Verluste erlitten, und man zischelte sich schon hier und da in die Ohren, daß sein Haus wohl nicht am besten stände. Serapion zog sich als ein vorsichtiger Geschäftsmann bereits seit längerer Zeit von ihm zurück; obgleich man erzählt, daß er bei dem Ableben ihres Vaters, als älterer Bruder und Vormund, den Antheil des jüngern sehr verkürzt und sich auf widerrechtliche Weise ein größeres Erbe angemaßt habe, als ihm gebührte. Eberhard, der nebst einem raschen Blute und einem unmäßigen Ehrgeize eine sanfte Gemüthsart und ein unvergleichlich gutes Herz besaß, hatte diese Saite nie angeregt und oft erklärt, daß ihm des Bruders Liebe viel werther sei, als einige Gulden des größeren Erbes.

Da geschah es nun aber, daß sich die kaufmännische Lage Eberhards einst durch einen unvorhergesehenen Fall eines Hauses, bei dem er eine große Summe Geldes liegen hatte, aufs Aeußerste verschlimmerte. Die Gläubiger rannten alle herbei, es mangelte bei dieser Eile an flüssigen Fonds und der bis zum Tod geängstigte Eberhard hatte den Verlust

seiner Ehre und seines Vermögens vor Augen, wenn ihm nicht schnelle Hilfe gebracht würde.

In der äußersten Verzweiflung schrieb er an seinen Bruder, bat ihn dringend, ihm noch heute zur Bezahlung der wichtigsten Forderungen eine nicht sehr hohe Summe zu übermachen, stellte ihm dabei sein Unglück, seine Noth, sein sicheres Verderben vor. Auch wies er ihm einige rückständige Rechnungen von auswärtigen Häusern zur Deckung an, und schloß seinen Brief ungefähr mit den Worten: „Ich beschwöre Dich, Bruder, verlasse mich jetzt in dem wichtigsten Augenblick meines Lebens nicht. Von dir hängt Alles ab: der fernere Bestand meines Hauses, meiner Ehre — ich sage es dir voraus, selbst mein Leben! Wenn du meine Verzweiflung sähest, Serapion, gewiß, du würdest als edler Bruder handeln, mich retten! Gott, lenke dein Herz!"

Serapion erhielt diesen Brief. Er war nicht guter Laune; vielleicht hielt er auch die Lage des Bruders nicht für so gefährlich, wie sie es wirk- wirklich war. Die vorgeschlagene Deckung dünkte ihm nicht hinreichend; und sein Geld zu verlieren, dazu schien er gar nicht entschlossen. Genug, er schreibt eine Antwort, in welcher er dem Bruder, unter einem nichtigen Vorwande, die angesuchte Hilfe mit kalten Worten versagt. „Diese Summe ist nicht groß," dachte er bei sich selbst, „sieht Eberhard nur, daß ich sie nicht borgen will, so bekommt er sie auch von einem Andern noch. Und ist die Noth wirklich so groß,

wie er sie machen will — je nun, so ist morgen oder übermorgen zur Hilfe auch wohl noch Zeit."

Der Brief wurde abgesendet. Serapion läßt den Tag ruhig verstreichen, ohne daß ihn seine Härte reu't; auch von Eberhard erhält er sonst keine Kunde mehr. Endlich beunruhigt ihn der Gedanke, daß er seinen Bruder in Noth schmachten lasse, während er doch recht leicht helfen könnte; dieß erfüllt ihn mit geheimem Schauder und raubt ihm Ruhe und Schlaf. Vielleicht regte sich auch sein Gewissen in Hinsicht der ungleichen Erbvertheilung. Mit wenig Worten: er verläßt früher, als gewöhnlich, das Bett, nimmt die von seinem Bruder angesuchte Summe zur Hand und macht sich selbst auf den Weg, derselben Ueberbringer zu sein. Als er vor der Wohnung Eberhards angelangt, gewahrt er mit Schrecken einen Volksauflauf. Alle starren nach den Fenstern des Bruders hin. Todesangst ergreift den zitternden Serapion. Er windet sich bebend durch die gaffende Menge, stürzt die Treppe hinauf — die Thür steht offen — Polizeibeamte sind an der Schwelle; — er starrt in das Gemach — stößt einen Schrei aus; Gott, was mußte er sehen!

Eberhard liegt mit zerschmettertem Haupte, bedeckt mit Blut auf dem Boden! an den Wänden kleben noch Stücke seines Gehirns. Serapion durfte nicht erst fragen — — Der Unglückliche war als Selbstmörder gestorben, dem irdischen und ewigen Leben verloren! Es ist möglich, daß ihn ein jäher Wahn-

sinn, wozu er geneigt schien, zu diesem entsetzlichen Schritte geführt hat; denn ein Mensch, der nur etwas Religion und Vernunft besitzt, vergißt sich auch in der verzweifeltsten Lage seines Lebens nicht so weit.

Ich vermag es nicht, den Eindruck zu schildern, welchen dieser Anblick auf den armen Serapion machte. Er wurde zuerst völlig verrückt, sah in seiner verwirrten und fieberhaften Einbildungskraft nur den geopferten Bruder, die Hölle und sich selbst als Verdammten. Er heulte, rasete, zehrte ab, schien dem Tode nah. Den Bemühungen der Aerzte und seiner Freunde gelang es zwar, sein Leben und auch seinen Verstand zu retten; dieses war aber auch Alles, was man ihm zurückgeben konnte. Geschehen war es um seinen lebensfrohen heiteren Charakter; ein fortwährender unheilbarer Trübsinn zehrt an seinem Marke und man hat ihn seit diesem Augenblicke noch nie, auch auf die kürzeste Zeitfrist nicht, munter gesehen. Fürchterliche Martern verursacht ihm zu dem Allen das Andenken an den Unglücklichen, und sich allein mißt er den irdischen, und vielleicht auch den ewigen Tod seines Bruders zu. — So oft ein Freund zu ihm tritt und ihn zu erheitern sucht, quellen Thränen aus seinen hohlen Augen, und mit jammernder Stimme spricht er: „Ach, wenige Stunden habe ich eine gute That, meine Pflicht, aufgeschoben, und Alles ging damit verloren; das Herz ist mir zerrissen; teuflische Qual wüthet in meinem Gehirne — keinen Trost, kein Glück

find' ich hier mehr auf Erden!" — Dieses ist die Geschichte des abgezehrten Mannes dort, den Sie in dem Gewühle weinen und leiden sehen. Versagen Sie ihm Ihr Mitleid nicht!"

So der Arzt; ich war seltsam bewegt und warf einen thränenvollen Blick auf den Beklagenswerthen. Heilig aber wird mir lebenslang der Vorsatz sein: *Nie zu verschieben, was Pflicht oder Liebe des Nächsten gebeut.*

Der erste Graf Szapary.

Gleich einem wüthenden Strome, der wild aufbrausend die schützenden Dämme durchbricht und rings umher die Schrecken der Zerstörung verbreitet, stürmten im 17. Jahrhundert die Türken über Ungarn her, eroberten bald das verwüstete Land, und rückten, Furcht und Zagen vor ihren Reihen, in Oesterreich ein, die tief erschrockene Kaiserstadt selbst zu belagern. Wo sie eines Christen habhaft wurden, war schneller Tod oder lange Sclaverei sein sicheres Los. Glücklich der Gefangene, dem die rasche Wuth des Feindes den Kopf vom Rumpfe schlug; denn seine Gebeine bleichten in vaterländischer Erde und seine Seele durfte nicht mehr erbeben vor dem Elend der Brüder, christlicher Weiber und Kinder. Die Grausamkeit und der Fanatismus waren erfinderisch an Qualen, die keine Feder beschrieben und kein edleres Gemüth noch geahnet.

Unter den Tapfern im kaiserlichen Heere nahm Peter Szapar, ein ungarischer Edelmann, eine ehrenvolle Rangstufe ein. Noch im Jünglingsalter hatte er das blitzende Schwert ergriffen und der Türkenhorde Kampf bis zum Tode geschworen. Einige Stunden vor Wien kam es zu einem Gefechte, in

welchem Szapar's Tapferkeit Wunder übte. Als seine Compagnie der Uebermacht weicht und den Rückzug antritt, will er sie durch seinen ritterlichen Sinn noch zum Widerstand bringen. Er stürzt auf seinem schäumenden Rosse, wie ein Blitz, in die grimmigen Schaaren, und von der Schneide seines Schwertes regnet es Wunden und Tod auf den Feind. Da trifft ihn rücklings ein Säbelhieb, besinnungslos fällt er vom Pferde und das jauchzende Allahgeschrei der triumphirenden Feinde weckt ihn erst spät aus der tiefen Betäubung. Gefesselt, geknebelt, wie ein erlegtes Wild auf ein Pferd gebunden, war der Tapferste Gefangener des racheschnaubenden Feindes.

„Du sollst deine Tollkühnheit büßen," schnarcht ihn Hamsa Beg, der Befehlshaber der türkischen Horde, mit grimmblitzenden Augen und donnernder Stimme an; „herab mit dem verruchten Hunde — zweihundert Peitschenhiebe zum Gruße!" Freudig folgten die Ungläubigen dem Befehle des Führers. Szapar erlitt die Streiche auf die Fußsohlen, daß weite Wunden an den zergeißelten Füßen aufklafften, ohne durch einen Schmerzenslaut die Grausamkeit seiner Feinde zu lohnen. Zerschlagen, von seinen Wunden erschöpft, zog ihn Hamsa Beg bis nach Ofen mit, das längst in türkischer Gewalt war; ließ ihn dort in ein unterirdisches Gefängniß werfen, schimmelndes Brot zur Nahrung, verfaultes Stroh zum Lager gewährend. Als Szapar's kräftige Natur die übel gepflegten Wunden verharrschen machte, mußte der edle Krieger die niedrigsten Sclavenarbei-

ten verrichten, die härteste Behandlung ertragen, jedweden Schimpf erdulden. — Es kam so weit, daß er in ein Ochsenjoch gespannt, außer den Mauern von Ofen den Pflug ziehen sollte. In solcher Lage konnte ihn nur sein Glaube, seine Hoffnung auf Den trösten, dessen unbegreifliche Rathschlüsse zwar über den Edelsten oft schwere Prüfung senden, der aber all die Seinen gezählt und Keinen noch, die treu auf Ihn hofften, in Jammer und unverschuldeter Drangsal verließ.

Szapar's fester Glaube war nicht zu Schanden geworden. Seinem Freunde, dem Grafen von Bathiany, gelang es, einen Aga, welchen der Vezier mit wichtigen Aufträgen an das Heer vor Wien sandte, gefangen zu nehmen. Bathiany fordert unwiderruflich die Freiheit Szapar's für seine vornehme Kriegsbeute. Hamsa Beg muß sich zur Loslassung des Gefangenen bequemen. Mit Jubel kommt dieser im kaiserlichen Heere, mehr einer Leiche als einem lebenden Menschen gleich, an und dankt nebst Gott seinem wackeren Freunde die Rettung der Ehre und des Lebens.

Da brach mittlerweile der Herzog von Lothringen über die siegtrunkenen Ungläubigen herein. Dieß war der Engel mit dem feurigen Schwerte, der die Türken aus dem Paradiese Oesterreichs und Ungarns vertrieb. Die Muselmänner wurden auf's Haupt geschlagen. Viele getödtet, viele auf der übereilten Flucht gefangen. — Im wiedereroberten Ofen gewinnt der Herzog von Lothringen erst Zeit, ein Sieges- und

Dankfest zu feiern. Zu der Tafel, welche der Fürst den Führern des kaiserlichen Heeres gab, wird auch Szapar gezogen. Der Herzog schenkt dem edlen Krieger die freundlichste Theilnahme, und wie auf seine harte Gefangenschaft die Rede kommt, erregt sowohl das leidende Aussehen des Dulders, als dessen Beschreibung der ausgestandenen Mühseligkeiten und Kränkungen, das Mitleid Aller auf eine unbeschreibliche Weise.

Danken wir Gott," ruft endlich der Herzog, „daß der unbarmherzige Feind aus unseren Landen gescheucht ist. Ihr aber, wackerer Szapar, mögt darin einigen Ersatz finden, daß euer Peiniger unter den türkischen Gefangenen mit eingebracht worden." — Ehe noch Szapar sein Erstaunen in Worte zu leiden vermochte, gibt der Herzog einen Wink, und Hamsa Beg steht vor den lustigen Gästen, im Innersten erschrocken, als er des Dulders wohlbekannte Züge erblickt.

„Ich übergebe Euch, tapferer Szapar, den elenden Christenfeind!" fährt der Herzog nach einer düsteren Pause fort; „er hat das Leben wohl verwirkt; nehmt Rache an ihm, wie er's verdient."

Da erhebt sich Szapar von seinem Sitze und spricht, nachdem er einen dankenden Blick auf den edlen Herzog geworfen, also zu Hamsa Beg: „Mit großer Unmenschlichkeit hast du mich und viele Christen behandelt. Es läge nun nach dem Ausspruch Seiner Durchlaucht an mir, Gleiches mit Gleichem

zu vergelten; aber der Christ kennt keine Rache. Der göttliche Stifter der christlichen Religion gab uns unter den ersten Geboten dieses: Unsere Feinde zu lieben. Ich erfüll' es mit Freuden. Hamsa Beg! Ich verzeihe Dir; geh', du bist frei."

Kein Ausdruck beschreibt das Erstaunen des rohen Muselmannes. „„Ist es möglich? ist es möglich?"" ruft er, „„kein Sterblicher ist solchen Edelmuthes fähig! Du willst durch Täuschung den Triumph deiner Rache nur mehren!""

Mehre aus den Anwesenden gaben sich nun Mühe, dem Ungläubigen zu bedeuten, wie die Lehre Christi befehle: den Feinden zu verzeihen und an ihnen Gutes zu thun. — Da rief Hamsa Beg, wundersam ergriffen, aus: „„So seh' ich es denn, Ihr betet den wahren Gott an! Ich habe Euer Benehmen nach meiner Glaubenslehre erwartet, und — um verdientem Schimpf zu entgehen — Gift zu mir genommen.""

Bei diesen Worten ruft Szapar eilig nach Aerzten und einem Priester, auf daß dem unglücklichen Feinde alle mögliche Hilfe an Leib und Seele gewährt werden möge. Man fristete auch in der That das Leben des Türken noch einige Wochen, die er dazu anwandte, die Lehre Christi sich anzueignen. Bekehrt und getauft verschied er ruhig in den Armen des edelsten Feindes.

Szapar aber errang nun bald seine frühere Kraft wieder. Ehre, Glück und Segen geleiteten jeden seiner irdischen Schritte. Des Kaisers Majestät lohnte seine Tapferkeit, wie seinen wahrhaft adelichen und christlichen Sinn, mit der Grafenwürde; — und dieser Peter Szapar war der verehrungswürdige ritterliche Stammvater der älteren Linie der jetzigen Grafen von Szapary.

Zieh' dir die Blume deines Glücks.

In traurige Erinnerungen versunken, konnten mich weder die lachende Landschaft, noch das wallende Saatenmeer, weder die zarten Maiblumen, noch die mit Blüthenschnee bedeckten Fruchtbäume, von dem dunklen Kreise meiner trüben Gedanken hinwegziehen. Ich erneuerte im Stillen die Vorsätze und den, meiner Gattin am Todtbette geleisteten Schwur, für nichts in der Welt mehr, als für meine Kinder zu leben, ihrer Freude und ihrem Glücke alles zu opfern. — Möge mein lieber Otto durch die aufmerksamste Erziehung zum nützlichen Bürger gedeihen; möge ihm die gerechte Vorsehung im reichen Maße jene Freuden in seine Lebensbahn pflanzen, die sie mir vor der Reife für immer genommen! — Die süße Betti, welche jetzt schon die himmlischen Züge der Mutter trägt, mög' sie ihr ähnlich werden; gleich ihr, leben, wirken und lieben! — Und der arme kleine Eduard, welcher der pflegenden Hand der Mutter so sehr noch bedarf, der nicht einmal ahnet, wie viel er verloren, der täglich mit der kindischen Frage mein Herz zerreißt: „Kehrt die Mutter nicht wieder?" daß seiner heitere

und glückliche Tage noch harrten! — Gott segne! Gott schütze sie Alle!»

Bei diesen väterlichen Wünschen kamen mir die lieben Züge der Kinder lebhaft vor die Augen, ich hörte ihre milde Stimme, ich empfand ihre kindliche Liebe. Weicher ward mein Vaterherz — ich fühlte, daß ich nicht Alles verloren und daß drei Fäden meine Seele noch fest an die Erde gekettet. Das üppige Leben in der erwachten Natur, der reine blaue Himmel, der segenreiche Teppich der Fluren, der Jubel beflügelter Sänger in den duftvollen Höhen — Alles rief mir zu: Dem Vater lächelt so lange Glück und die Freude, als seine Kinder ihm leben!

Und wie ich, gestärkt und muthiger, die Schritte wende, um in den Kreis meiner Lieben zurückzukehren, da fällt mein erheiterter Blick auf eine Gestalt, die mein Mitleid und meine Neugier erregte. Ein Greis, hoch in den Siebzigen, sitzt an der Fahrstraße und sieht mit halberloschenen Augen zum Himmel empor. Er hat einen Reisesack neben sich liegen und ich erwartete, daß er mich um eine Gabe ansprechen würde; allein es schien, als merkte er kaum, was um ihn vorging. Sein silberweißes Haar, sein thränenvoller, und doch oft trotziger Blick, die furchenreiche und von Kummersmacht umzogene Stirn — das Sonderbare seines Anblicks, welcher Schmerz und Entschlossenheit, Gram und das letzte Aufzucken einer gereizten Leidenschaft sichtbar verrieth, mach-

ten mich eben so neugierig, als entschlossen, ihm, wenn er's bedürfte, jede mögliche Hilfe zu leisten.

Da er mich vorübergehen lassen wollte, ohne mich anzureden, so ergriff ich das Wort: „Ihr seht betrübt und ermüdet aus — ist das Ziel eurer Reise noch fern?" — „„Zur Königsstadt,"" versetzt' er, fast trotzig, und erhebt die entzündeten Augen. „„Zum Könige selbst will ich; Er soll Gerechtigkeit üben — ach, ich bin der elendeste, unglückseligste Vater!""

„Ihr seid Vater," rief ich, „und freudenleer? habt Kinder und doch kein Glück?"

„„Einen Sohn hab' ich,"" erwiedert mit zuckender Miene der Alte; „„fluchen möcht' ich dem Tage, an dem ich mich seiner Geburt erfreut! Gestern hat mich das Ungeheuer, von seinem lasterhaften Weibe ermuthigt, aus jenem Hause gestoßen, das ich ihm mit väterlicher Sorge erbaut. Ach, mir hat er mehr genommen, als der grausamste Räuber vermag; denn mit meiner Habe hat er die Ruhe meines Alters gestohlen! Die verflossene Nacht bin ich vor der Schwelle seiner Thür gelegen, und als er geöffnet, habe ich, zitternd vor Kälte und Furcht, um Schutz und ein Obdach gefleht. „Ich kann Euch nicht aufnehmen; fort, suchet euer Brot anderswo!" So hat er, mein eigenes Blut, zum eisgrauen erstarrten Vater gesprochen.""

Nun rollte ein neuer Thränenstrom aus seinen Augen. Er schlug die Hände über das zitternde Haupt zusammen, starrt vor sich hin — fährt endlich im

milderen Tone fort. „„Ja, es war mein fester Entschluß, mich zum Könige selbst zu drängen, Gerechtigkeit gegen mein Kind zu fordern; — doch nein, eine erschütternde Kraft schnürt mir das Herz zusammen, — es ist, als stieg mein verstorbenes Weib aus dem Grabe hervor und hielt meine Schritte gefangen — nein, Herr, der Vater soll gegen den Sohn nimmer zeugen. Möge mich also der Tod auf der Straße ereilen; verzeihen will ich ihm und beten, daß Gott ihm also, wie ich, seine Schuld vergebe. — Ach, preiset den Himmel, wenn er Euch keine Kinder gegeben; denn — glaubt mir — sie sind die Geißel seines strafenden Zornes!““

Erschöpft ließ er das Haupt sinken, schwieg und legte die Hand auf die Gegend des Herzens. Mein Haar hatte sich unwillkürlich gesträubt, ich sah mit Entsetzen und grauenvollem Bedauern auf den Unglücklichen hin, und Kälte durchrieselte alle meine Glieder. „Auch ein Vater,“ dachte ich schaudernd, „und er segnet die Kinderlosen!“ Herabgestürzt aus dem Himmel meiner trostreichen Gedanken, war Mitleid das Erste, was die andern widerwärtigen Empfindungen zu bemeistern vermochte. „Dort, armer Mann,“ sprach ich, „ist das Haus, in dem ich wohne. Ich habe drei Kinder und mich vor wenigen Secunden in ihrem Besitze selig gepriesen. Folgt mir, unglücklicher Greis! seht meine Kinder, bleibt in meinem Hause fortan, sagt ihnen oft, um Gotteswillen, wie namenlos elend ein mißrathener Sohn euch gemacht hat! — O meine

Kinder! könnte Eines von Euch einst auch so mein Herz zerreißen!"

Unruhig, ängstlich, und nach Trost suchend, schritt ich rasch vorwärts, während der Greis, mir langsam folgend, weit hinter mir zurückblieb. Ich hatte mich dem Friedhofe des Weibes an welchem der Weg zu meinem Hause vorbeiführte, genähert und wandte über die Friedhofsmauer den trüben Blick nach Juliens Grabstätte. Welch ein Anblick! Meine Kinder vor ihrer Ruhestelle! Sie hatten Blumen gebracht, den Stein zu bekränzen. Der gute Otto hielt die liebliche Betty sanft umschlungen, ihre Augen waren segnend auf das Grab der Verklärten gerichtet; unbefangen und heiter blickte der kleine dreijährige Eduard den glänzenden Stein und die ringsum blühenden Rosen an. Die sanften Mienen, aus denen Unschuld, Eintracht und Liebe leuchtete, die Ruhe in ihrem ganzen Wesen — der Contrast, welchen das aufgehende Leben auf der Stätte des gebrochenen erweckte — Alles griff in die Fugen meines Herzens wundersam ein. — „Die gute Mutter!" rief Betty: ihre Thränen trocknend, aus. — „„Sie ist nun bei Gott!"" erwiederte Otto, der sie trösten wollte und dabei so laut zu schluchzen anfing, daß er auch mir häufige Zähren entlockte. Und während ich sie so voll innigem Entzücken und herzlicher Wehmuth betrachtete, war der unglückliche Greis näher gekommen. Ich konnte mich länger nicht halten: ich stürzte zur Thür des Friedhofs herein, umschlang meinen Otto, küßte die weinende Betty

und wiegte den kleinen Eduard, auf welchen meine Thränen herabstürzten, in meinen Armen. „Nein, Kinder!“ rief ich, „keines von Euch wird meine Tage trüben! Dieser Greis hier soll immer bei Euch sein; er soll Euch oft sagen, was ein gebrochenes Vaterherz ist. Ihr werdet mich lieben, und so werdet Ihr glücklich sein, denn der Segen eurer Mutter ruht ja auf Euch!“

Und da war es mir, als würden die Rosen auf dem Grabe röther und freundlicher, als nähme der Stein eine trostreiche überirdische Gestalt an, als lispelte eine liebliche Stimme: „Sei deinen Kindern ein guter Vater; ziehe sie weise und sorgsam; ihr Glück, wie ihre Liebe, wird es dir lohnen!“

Der Edle schämt sich früher Armuth nicht.

Carl Freysing war der Sohn eines armen Schullehrers auf dem Lande. Seine gute Singstimme hatte ihm die Aufnahme in das Stadtconvict verschafft. Hier fand er Gelegenheit, sich mit vollem Fleiße auf die Wissenschaften zu verlegen. Sein Vater, ein biederer und verständiger Mann, ließ es nicht an Ermunterung fehlen. So oft er ihn sah, sprach er gemüthlich und ernst: „Wir sind arm, Carl; die Kenntnisse, die du erringst, werden das Erbtheil sein, welches ich dir hinterlassen kann. Lerne daher, so viel du erlernen kannst; aber vergiß vor Allen nicht, daß die Tugenden einen bedeutenden Vorzug vor dem Verstande haben. Nur wenn du mit einer gelehrten Bildung innere Güte vereinst, kannst du der Stolz und die Freude deines Vaters sein!"

Freysing behielt diese Lehren des Besten der Väter im Gedächtnisse. Auf seiner ganzen wissenschaftlichen Laufbahn hielt er sich ferne von Neid und allen niederen Leidenschaften, denen sich junge Leute, wenn sie in engeren Vereinen leben, sonst leicht

hinzugeben pflegen. Er behielt sein reines, kindlich frommes Gemüth und errang Schätze von Kenntnissen, die ihn früh bemerkbar machten und auszeichneten.

So kam es, daß Freysing gleich nach vollendeten Studien eine Anstellung im Staatsdienst erhielt. Sein Feuereifer für alles Gute, seine kluge Mäßigung, seine redliche Ausdauer und jene ungeheuchelte Anhänglichkeit an Fürst und Vaterland, die er weniger in Worten als durch Thaten bewies, förderten ihn mit Schnelligkeit in der betretenen Bahn. Schon nach zwölf Jahren seiner öffentlichen Dienstzeit hatte er sich bis zur Würde eines Rathes emporgeschwungen. So besaß er nicht nur eine einträgliche, sondern auch einflußreiche Stelle. „Wem das Glück wohl will, der steigt," riefen die scheelsüchtigen Neider. Aber gerechte und erfahrene Männer fanden hierin neuerdings bestätigt, daß Zufall und Glück an den Lebensereignissen der Sterblichen einen viel geringeren Antheil haben, als Kurzsichtige denken; sondern daß Kenntnisse, Umgangsweisheit und unser Wandel vor Gott und den Menschen den größten Einfluß auf unsere Schicksale üben.

Freysing fühlte sich in dem Besitze der Achtung aller guten Menschen vollkommen glücklich und er empfand keine unruhige Sehnsucht, als den Wunsch, daß seine Aeltern noch lebten, um gegen sie die große Schuld kindlicher Dankbarkeit abtragen zu können. Diese waren ihm leider in den letzten Jahren seiner

Studien schon gestorben; ihr Segen aber war bei ihm immer geblieben.

Oft dachte er ihrer und Aller, die ihm in seiner Kindheit wohlgewollt und Gutes gethan; oft erinnerte er sich des armen aber freundlichen Fleckens, in dem er die glücklichste Zeit des sorgenlosen Alters verlebt. Immer inniger ward der Wunsch, dieses Alles noch einmal zu sehen; — jene Spielplätze, auf welchen er sich als armer Knabe herumgetummelt, jene Bäume, von deren Gipfel er so manches Vogelnest geholt, dessen Besitz ihn dazumal mehr erfreute, als jetzt Tausende von beneideten Schätzen. „Welche Erinnerungen knüpfen sich an die kindliche Heimat!“ sprach er zu seinen Freunden, „ich halte den für schlecht und böse, welcher das niedere Haus, in dem er geboren und erzogen wurde, nicht höher, als den schimmernden Palast eines Fürsten schätzt.“

Häufige Anstrengung in den Berufsgeschäften hatten Freysing's Gesundheit etwas schwankend gemacht. Der Präsident seiner Stelle rieth ihm, sich einige Wochen Ruhe zu gönnen, und bewilligte gern einen Urlaub zur Herstellung der verlornen Kräfte. Dieser Zeitpunct schien dem Rathe Freysing der gelegenste, eine kleine Reise nach seinem Geburtsort anzutreten. Er hatte seinem Diener strenge verboten, seinen Namen zu nennen; denn er wollte sich mit der Erinnerung an die längst hingeschwundene glückliche Kindheit unerkannt freuen und von lästiger Neugier

und kriechender Höflichkeit unangefochten bleiben. Da in dem Dorfe nur eine armselige Herberge war, so sah er sich genöthigt, bei dem Gerichtsverwalter einzusprechen, der ihn denn auch mit deutscher Biederkeit aufnahm.

Gleich nach dem einfachen Mahle verlangte er, in die Dorfschule geführt zu werden. „Das soll gern geschehen," sprach der Gerichtsverwalter, „ich habe ohnedieß in der Nähe noch ein Geschäft; denn ein an das Schulhaus stoßendes Häuschen ist heute im gerichtlichen Wege zu verkaufen." — „„Und wie nennt sich dessen Eigenthümer?"" fragte der Rath. „Die alte Regina besitzt es bis heute. Sie ist ohne Verschulden heruntergekommen; und nie bin ich noch so ungern zu einer solchen Verhandlung geschritten;" war die Antwort. Eine plötzliche Röthe überflog das Antlitz des Gastes. Er erinnerte sich dieser alten Regina wohl. Sie war häufig im väterlichen Hause gewesen, hatte ihn, als Kind, oft auf den Armen getragen, ihm zu seinem Namenstage und an andern Festen stets die schönsten Aepfel und Stollen gespendet. Der wichtigste Dienst, den sie ihm geleistet, war aber dieser, daß sie ihn einst, als er durch jugendliche Unbesonnenheit, in den nahen Dorfteich gerathen und in Gefahr zu ertrinken gekommen war, aus demselben gezogen hatte. So erfuhr er nun, daß Regina noch am Leben sei; sie stand vor seiner lebhaften Einbildung und sein Herz fühlte in erkenntlicher An-

erkennung, was er ihr aus der glücklichen Zeit der Kindheit verdankte.

Mit solchen Gedanken war er schweigend bis zur Dorfschule gekommen. Ein unbeschreibliches Gefühl bemächtigte sich seiner, als er durch die niedere Thür eintrat. Wehmuth und Freude, beides glänzte unverkennbar in seinen Augen. Jede Ecke, jeder Stuhl, jedes Geräth erweckte eigene Erinnerungen in ihm. In der Schule gewahrte er an der Wand unter reinlichem Glase folgende Zeilen, die er selbst vor dreißig Jahren als Probeschrift zur Prüfungsfeier geschrieben:

„Senk' nicht die Blicke nieder,
Mit Liebe fang' nur an;
Was einst ein Mensch gethan,
Ein And'rer kann es wieder!"

Sein Name, Carl Freysing, war unterfertigt. Mit feuchten Augen wandte sich der Rath zum Schullehrer. „Was kostet diese Schrift, wie sie hier hängt mit Rahmen und Glas?" — Dieser aber versetzte mit Wärme: „„Herr! wir verkaufen sie nicht. Der, welcher sie schrieb, saß, zu meines Vorgängers Zeiten, auf denselben Bänken, die Sie hier sehen. Nun ist er ein vornehmer Herr und Rath des Fürsten geworden. Unsere arme Schule ist darauf stolz, ihn erzogen zu haben."" Freysing war über diese Aeußerung sehr gerührt. Er schickte sich an, die Schule zu verlassen, und stand schon an

der Schwelle, als ihm ein Klagegeschrei seine ruhige Gemüthsstimmung raubte.

Die alte Regina ist es, die sich zu den Füßen des Verwalters stürzt, laut schluchzt, und um die Einstellung der Feilbietung ihres Hauses fleht. „Es wird mir nichts übrig bleiben," rief sie, „nichts für den Rest meiner alten Tage. Wo soll ich Schutz gegen den nahenden Winter finden? Gott, soll ich unter freiem Himmel verderben! Die Ziege, die mich bis jetzt nährte, hat man mir verkauft — mir bleibt keine Hoffnung, kein Trost!"

Der Verwalter war etwas abstoßend und rauh; der Rath war zu sehr bewegt, um die verzweifelnde Alte trösten zu können. „Ich wollte, daß Niemand böte, wenn ich das Haus ausrufe," sprach der Gerichtsverwalter leise, „so allein könnte ihr für den Winter noch geholfen werden!"

Schon war keine Menge Neugieriger um das Häuschen versammelt. Der Dorfschulze erinnerte, daß es nun an der Zeit sei, den Verkaufs-Act zu beginnen. Ungern schickte sich der Verwalter dazu an, und der Rath wünschte, hierbei Zeuge zu sein.

Das Haus wurde nun ausgerufen. Der Ruf ertönte zum ersten Male — Niemand entgegnete; mit heiterer Miene sprach ihn der Verwalter zum zweiten Male aus — kein Anbot erfolgt: doch wie er zum dritten und letzten Male die Stimme erheben

will, wendet sich plötzlich sein Begleiter, der Rath, und ruft: „Ich kaufe das Haus!“

Alle Anwesenden erstaunen, die alte Regina jammert, die Landleute murren, der Gerichtsverwalter sieht ernst und zweifelnd auf den Gast hin. „„Ist das Ihr Ernst? — Sie erstehen die Hütte der armen Regina?““ fragt er, die Augen mißtrauisch auf denselben gewendet. — „Ja, wie ich sagte, und zwar, Regina, für dich.“ — Die jammernde Alte blickt auf, fällt dem Unbekannten zu Füßen, stammelte einige Worte des Dankes. — „Kennst du deinen Carl nicht?“ rief er mit Wärme, „den Carl Freysing, dem du das Leben gerettet? Was kann ich weniger thun, als deine alten Tage vor Jammer und Elend bewahren? Hier ist der kleine Kaufschilling für deine Hütte; hier, Regina, hast du Geld für die nothwendigsten Bedürfnisse; und zürne mir nicht, daß ich meiner Schuld jetzt erst gedenke!“

„„Der Rath Freysing!““ riefen die Anwesenden, „„seht, das ist des armen Schulmeisters Carl, der es zu einem hohen Herrn in der Hauptstadt gebracht, und wie er die arme Regina beglückt! ja, er ist nicht nur groß geworden, er ist auch gut geblieben!““ Der Gerichtsverwalter, der Schulze — Alle freuten sich nach ländlicher, ungezwungener Weise; die Dorfbewohner drängten sich ungestüm herzu, seine Hände zu küssen. — Regina aber schrie

laut: Ich habe ihn aus dem Wasser gezogen, in meinen Armen getragen;" — und der Schullehrer sprach mit freudiger, lächelnder Miene: „Nun, da ich auch sein Herz kenne, geb' ich für's ganze Dorf die Schrift in der Schule nicht hin!"

Der Rath Freysing rechnete diese Stunde zu der glückseligsten seines Lebens. Jene ungestüme, ungekünstelte Herzlichkeit der Landleute, jene ausschweifende Freude der alten Regina, das schöne Bewußtsein, eine alte Schuld abgetragen, mit wenigen Mitteln Glückliche gemacht zu haben — welche Wonne goß ihm dieß in sein empfindsames Herz!

„Wie ängstlich jagt der Städter der Zerstreuung nach!" sprach er, als er wieder allein war: „welch' hohe Summen bietet er in toller Verschwendung auf, sich Vergnügen zu schaffen! O wüßte er, wie leicht es erkauft wird, wenn man gute Menschen, die Unglück drückt, glücklich macht — fürwahr, man würde wenig leidtragende und von Jammer ausgezehrte Gestalten auf Gottes reizender Erde wandeln sehen!"

Nach einigen Jahren vernahm der Rath Freysing, daß sein Gebursort von dem bisherigen Besitzer ausgeboten werde. Er unterließ nicht, ihm einen vortheilhaften Antrag zu machen. Im Kurzen war der Kauf richtig und Freysing Herr jenes Gutes. Mit welchem Jubel diese Nachricht auf dem

Flecken empfangen worden, kann man leicht denken. Freysing wurde nun der geliebte, verehrte Wohlthäter Aller. Auf dem ganzen Dorfe gab es bald keinen Armen, keinen Elenden mehr. Die Schule desselben wurde aber in kurzer Zeit durch sein edles Mitwirken eine Pflanzstätte wahrer Volksbildung, aus welcher viele gute und nützliche Bürger hervortraten. Mit großen goldenen Buchstaben ließ der edle Gutsbesitzer seinen Wahlspruch vor das Schulthor setzen; und jeder Fremde, der aus der Ferne zu dieser Musterschule reisete, las mit Rührung den ermunternden Zuruf:

Senk' nicht die Blicke nieder,
Mit Liebe fang' nur an;
Was einst ein Mensch gethan,
Ein Andrer kann es wieder!

Inhalt.

Seit

Die Strickerin auf dem Glacis 3
Sein Elend sieh', und beff're dich 8
Keine Furcht vor dem Tode 19
Ein warnender Spiegel für's Leben 21
Herr, solche Güter wünsch' ich nicht! 26
Was Vertrauen gibt, sei heilig 33
Gewinn im Verlust 45
Ein übereiltes Wort hat ihn getödtet 60
Bei großer Noth ist Hilfe nah' 61
Kostbar ist die Zeit zur guten That 75
Der erste Graf Szapary 84
Zieh' dir die Blume deines Glücks 89
Der Edle schämt sich früher Armuth nicht 95